Novellen

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Vierter Theil.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

Inhalt.

Seite

Waldgespenst. Eine Novelle 1

Die Doppelgängerin. Eine Novelle 31

Der fliehende Holländer. Eine Schiffersage 75

Voltaire in Ferney. Eine Novelle 111

Das Grab des armen Andrej. Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth 165

Die Jesuitenschüler. Eine Novelle 179

Waldgespenst.

Ein Mährchen.

In einem dichten, unabsehbaren Walde lebte seit einigen Jahren ein Förster. Er hatte geheirathet und wohnte mit seinem Weibe in einer Hütte, die er sich selbst erba , auf dem finstersten und versteckteſten Platze. inder waren ihm vom Himmel versagt worden, Freunde und Bekannte hatte er nicht, und einen alten Oheim seines Weibes ausgenommen, er des Jahres einmal in den Wald zu kommen pflegte, betrat die einsame Herberge kein Menschenfuß. Die tiefe Einsamkeit, die dadurch Frühling, Sommer und Herbst über herrschte, schien dem seltsamen Manne auch ganz recht zu seyn. Er konnte Stundenlang dann wohl auf dem Bänkchen vor seinem Hause sitzen, und während er in die tiefste Waldnacht hineinblickte, horchte sein Ohr dem wunderbaren Rauschen im Forste und dem Tosen der wilden Gebirgswasser, die, sich in mannichfaltigen Richtungen kreuzend, den Wald durchzogen. Dabei sah er bleich und abgefallen aus, seine grüne, weite Kleidung umschloß einen langen, dürren Körper, und den Zügen seines feinen, blassen Gesichts gaben ein Paar hellblaue,

glanzlose Augen einen schmerzlichen, krankhaften Ausdruck; man wußte sogleich, wenn man ihn ansah, daß er ein trauriges Daseyn führe. Nur wenn die Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche heranrückte, wenn der heftigere Lauf der Gebirgswasser das Brechen des Eises und die Entkleidung der Fluren vom Schnee ankündigte, wenn der Waldkrokus seine Knospe spaltete, die Drossel und der Pfingstvogel ihre ersten Frühlingslaute durch den Wald schallen ließen, dann ging auch mit dem einsamen Förster eine seltsame Veränderung vor; er saß nicht mehr Tagelang vor seiner Hütte, sondern schritt rüstig und munter den Waldweg entlang, in der Ferne hörte man den lustigen Knall seines Rohrs, sein Auge sah beweglich um sich, ein leichtes Roth färbte die eingefallenen Wangen, und nicht selten hörte man ihn ein kleines Jägerlied pfeifen, dessen Töne munter klangen. Um diese Zeit pflegte er auf eine, wohl auch auf zwei Nächte seine Wohnung zu verlassen und nicht weit davon, tiefer in den Forst hinein, unter einer dicken, weitragenden Tanne eine kleine Strohhütte aufzubauen. Dieser Platz hatte etwas Besonderes an sich. Hohes Tannen- und Fichtengehölz umgab mit seinen schwärzlichen Schatten einen kleinen Teich, dessen Gewässer, rings geschützt, immer schwarz und unbeweglich dastanden; nur das Geflüster des hohen Schilfgrases, das den Boden

umgab, störte die tiefe Todtenstille um den Waldsee herum. Selbst das Geflügel, das sich hin und wieder auf den finstern Spiegel niederließ, verließ diesen bald wieder, und es schien, als duldete das geheimnißvolle Wasser durchaus keine Einmischung eines lebenden Wesens im Bezirk seiner träumerischen Ruhe.

Einst, es mochte gegen den Herbst gehen, kehrte der Förster am Abend in seine Wohnung heim. Er sah ungewöhnlich bleich aus, sein Haupt hing tief auf die Brust und sein Fuß hob sich nur mühsam und scharrend in den Haufen herabgefallenen Laubes, das der kalte Herbstwind kräuselte. Als er die kleine Pforte seines Hofes öffnete, gewahrte er sein Weib, wie sie an dem niedrigen Fenster saß und mit einem Waldröschen spielte. Sie schien ihn nicht zu bemerken, hielt die Blume bald an ihre Lippen, bald an ihre Wangen, bald drückte sie sie an's Auge. Dem armen Gotthold wurde bang zu Muthe; er dachte daran, wie er die, die da saß, mit der Blume spielend, und die jezt blaß und ältlich aussah, wie er sie als junges blühendes Mädchen gekannt, wie er sie damals als sein Weib in seligen Träumen heimgeführt, und wie Alles darauf so ganz anders und traurig geworden. Er mußte fast mitleidig lachen über das alte, häßliche Weib, das mit der verliebten frischen Blume so schön that; es sah

ihm wie Spott aus. Zu gleicher Zeit fiel es ihm schwer auf's Herz, daß sein Leben nun abgethan, daß seine Jugend nun auf immer vorüber sey. Er konnte sich nicht zurechtfinden, wo nun endlich sein Leben geblieben, er dachte hin und her, und die Angst schnürte seine Brust zusammen; fast kam es ihm vor, als liege er in einem dunkeln und schweren Tranm, so kalt und dumpf umfing ihn die Gegenwart, so drohend rauschte es in den Zweigen über ihm, so spottend und höhnend tönte der ferne Waldbach. Er rief sich mit Gewalt das Bild seiner Eltern in's Gedächtniß, er dachte an so Manches, was ihm lieb und theuer gewesen; doch dieses alles, das fühlte er deutlich, hatte ihn nun auf immer verlassen, und er war auf immer in seine trostlose Einöde zu seinen quälenden Träumen verstoßen.

Er schleppte sich jezt gedankenvoll zu der Bank vor dem Hause, doch als er seinen gewohnten Platz einnehmen wollte, bemerkte er, daß dieser schon besezt war. Ein Fremder saß dort und blickte unverwandt in den Kelch einer hohen gelblichen Blume, die er dicht vor sich hielt. Gotthold warf einen erstaunten Blick auf seinen Gast, und dieser sah in dem Augenblicke auf. Es war ein einfach gekleideter, schon ältlicher Mann, dessen schöne gelben, herabwallenden Locken sonderbar gegen die gefurchten Züge des Gesichts abstachen. Beide

Männer begrüßten sich jezt und der Fremde brachte unter Entschuldigungen die Bitte um ein Nachtlager vor, da er auf seiner Reise von der Dunkelheit überrascht worden, und ein Fehlgehen im fremden, weitläuftigen Forste fast unvermeidlich sey. Gotthold sagte ihm zu und bat seinen Gast, einzutreten. Als man in der Stube sich niedergelassen, und Maria, Gottholds Weib, die Anordnung zu einem Nachtessen traf, brachte der Fremde mancherlei Gespräche vor. Das Unerwartete der Erscheinung eines Gastes, sowie dessen Reden, milderten bald Gottholds finstere Stimmung; er konnte sich nach und nach auf seine Lage wieder besinnen und fing an, seinen Gast, den ihm ein günstiges Geschick hergesandt zu haben schien, näher zu betrachten. „Ihr wohnt hier in einem wunderlichen Walde," fuhr dieser fort; „es ist hier recht dunkel und geheimnißvoll; habt Ihr denn durchaus keine Furcht vor der Einsamkeit, daß Ihr Euch so allein herbegeben? es thut keinem lebenden Geschöpfe wohl." — „Wie meint Ihr das?" fragte der Förster; „Furcht vor der Einsamkeit?" — „Ihr versteht, was ich sagen will: werdet Ihr nie beunruhigt vom Treiben und Schaffen der Elementargeister? die Dunkelheit und Einsamkeit gibt ihnen Macht über das Herz des Menschen." Der Fremde blickte bei dieser Frage auf und Gotthold fühlte den Strahl seines Blickes tief durch sein Inneres

dringen; er wollte etwas erwidern, doch der Fremde erhob sich eben, öffnete ein Fenster und sah in die Finsterniß des nahen Waldes hinein. Der Nachtwind strich kalt vorbei und hob seine langen blonden Locken, daß sie im Wehen sich kräuselten. „Ihr wundert Euch,“ fuhr er fort, „daß ich Euch dergleichen frage; doch Ihr müßt wissen, daß ich mich auf das Studium der tiefern Naturwissenschaft gelegt habe, und pflege daher meine eigenen Unterscheidungen und Benennungen bei mir zu führen, die Ihr vielleicht nicht erkennt, obgleich die Gegenstände selbst Euch nicht fremd seyn werden.“ Gotthold bejahte, ohne zu wissen was, denn seine Gedanken waren wieder weit weg, und überdies klang die Stimme des Fremden so undeutlich und sonderbar, als töne sie fern von ihm aus der Waldesnacht hervor.

Marie brachte jezt das einfache Abendbrod, und nachdem noch mancherlei Gespräche gewechselt worden, wies die Hausfrau dem Fremden seinen Ruheplatz an.

Am andern Tage gingen Gotthold und sein Gast zusammen in den Forst. Der leztere hatte von Marien Abschied genommen und wollte sich nun auf den Weg zur Fortsetzung seiner Reise machen. Als sie beide lange Zeit schweigend nebeneinander gewandelt waren, hob der Fremde endlich zu fragen an: „Aber sagt mir doch, mein

lieber Mann, wie Ihr in diese Waldöde gekommen seyd." — „Meine frühern Schicksale," erwiderte der Förster, „sind so einfach und unmerkwürdig, daß die Erzählung derselben Euch ohne Zweifel langweilen würde." — „Ihr weicht mir aus," sagte der Fremde mit einem fragenden Blicke; „thut das nicht; Ihr habt bei mir keine Entweihung Eurer Geständnisse zu fürchten, auch frage ich nicht bloß des Fragens wegen, sondern weil ich Theil an Euch nehme."

Gotthold ließ sich jezt in eine umständliche Erzählung seiner Jugendjahre ein. „Ich habe von jeher eine wunderbare Anhänglichkeit an einen großen, mächtigen Wald gehabt. Meine Eltern wohnten in einem Städtchen, dessen lezte Häuser in einen Forst ausliefen. Jene Häuser, die enge kleine Straße, in die Niemand am späten Abend gehen mochte, weil die Nähe des mächtigen, schauerlichen Waldes abschreckte, der alte Waldbrunnen, wo meine Mutter das Wasser schöpfte, alle diese Dinge stehen noch jezt lebhaft vor meiner Seele. Mein Vater hatte mich zum Landmann bestimmt und deßwegen auch in die Lehre zu einem Pächter gegeben; aber die Arbeit wollte mir nicht behagen. Das flache, heiße Feld, die regelmäßige Eintheilung, das immer wiederkehrende Zeitmaß der Aussaat und Ernte, und endlich der ermüdende Anblick der weiten Flächen voll trockener,

gelber Halme, mit denen das staubige Wesen in der Mühle zusammentraf, sagten mir so wenig zu, daß ich den engen, gemeinen und alltäglichen Sinn meiner Eltern und Verwandten größtentheils diesem traurigen und verkümmernden Gewerbe beimaß. Ganz anders kam mir dagegen der alte Wald mit seinen weiten, laubigen Hallen vor; sein dunkles Grün erfreut das Auge, die harzige, kräftige Luft macht die Brust breit und regsam, die engen Waldwege und verbauten Stege geben kräftige Schenkel und Beine; die ganze Blume des menschlichen Wuchses wird gleichsam vom gewürzigen Erdharze genährt und schießt, von kalten Forstquellen getränkt, mit den Tannen und Buchen um die Wette, schlank und zierlich empor. Daher konnte ich auch nie ein Grauen fassen vor dem Wald, und jene unheimliche Forstgasse war mir gerade die liebste. Einst spielte ich in ihr mit einigen meiner Kameraden. Die eintretende Dunkelheit verscheuchte diese alsbald, ich aber blieb allein und ging, ohne zu wissen, was ich that, dem Walde zu. Anfangs war der Weg licht und geräumig, doch wurde er immer enger, und als ich nach einiger Zeit mich umblickte, ob ich das Haus meiner Eltern noch sehen könnte, war dieses sowohl, als die ganze Stadt aus meinen Blicken verschwunden. Ich empfand eine kleine Bangigkeit; zudem ragten die Gipfel der hohen Bäume

so dicht zusammen, daß ich den blauen Himmel nur stückweise durchsehen konnte. Rings um mich rauschte es, als ginge ein Gespräch durch den Wald und die entferntesten Bäume antworteten. Bunte Vögel flogen auf und sezten sich oben in die Gipfel, die sich schwankend bewegten; gold- und braungezeichnete Käfer krochen über den Weg und verschwanden unter den schlangenartigen Knoten der alten Baumwurzeln. Ein unbeschreibliches Wohlbehagen bemächtigte sich meiner; dennoch wagte ich nicht weiter zu gehen; stille stehend lehnte ich an einen Baum und sah den Waldsteg hinauf, bis er in der tiefen, grünen Finsterniß sich verlor. Da war es plözlich — o lieber Herr, wie soll ich Euch das beschreiben, und wie kann ich Euch überhaupt nur begreiflich machen, was ich empfand! Ihr werdet nicht einsehen, wie ich aus so geringfügigem Dinge etwas so Wichtiges machen könne; doch vernehmt nur: ich hörte plözlich einen Laut zu mir herübertönen, der meine Seele bis in's Innerste erfaßte. Noch jezt weiß ich nicht, wie mir war, und ich werde wohl diese Seligkeit in meinem Leben nicht wieder empfinden.“ — „Wie?“ rief hier der Fremde, „ein Ton brachte solches zuwege?“ — „Nicht anders; es war ein Laut — wie soll ich ihn Euch beschreiben? — fast wie der langausgezogene Akkord einer Lufthарfe so mächtig, doch aber auch

wieder so mild wie Flötengesäusel. Am liebsten möchte ich ihn mit einer überaus herrlichen Mädchenstimme vergleichen, die aus einem von unendlicher Sehnsucht geschwellten Herzen so recht seeleauflösend getrieben wird. O Herr, so etwas könnt Ihr Euch durchaus nicht vorstellen, und Alles, was ich Euch sage, führt Euch nicht zur Wahrheit. Mein kleines Knabenherz ward so mächtig erschüttert, daß ein Strom von Thränen augenblicklich aus meinen Augen schoß und ich in's Gras niederfiel. Am Boden liegend fühlte ich einen unsäglichen Schmerz, gleich als riefe mich Jemand, der im Sterben läge, und der mich glühend liebte, und ich könnte nicht von der Stelle, um ihn zu retten und zu trösten, und er riefe immer lauter und schmerzlicher und stürbe eben mit einem gräßlichen, schreienden Seufzer. Meine Sinne vergingen mir; als ich erwachte, fand ich mich in der Stube meiner Eltern; man hatte mich in's Bett gelegt und meine Hände verbunden; sie waren blutig gewesen und man hatte mich gefunden, wie ich mit ihnen tief in die Erde gewühlt." „Das ist wohl recht seltsam," erwiderte der Fremde. „Vermuthlich zog ein Jagdzug in der Ferne vorüber, und da hörtet Ihr zum ersten Mal den Ton eines Waldhorns. Doch erzählt weiter; vielleicht erhieltet Ihr in der Folge Licht über dieses Ereigniß." — „Ein Jahr darauf," fuhr Gotthold

fort, „machte mein Vater eine kleine Reise in's Gebirge, bei welcher er mich mitnahm. Ich sah viel Neues und Seltsames, und es war mir schon ganz recht, daß wir eines Abends nicht in der großen Herberge an der Straße, sondern seitwärts bei einem alten Köhler einsprachen. Mit uns kehrte ein Wandersmann ein, dessen ganzes Wesen mir dunkel sagte, daß er ein Waidmann seyn müsse. Ich hatte mich nicht geirrt; des Fremden Gespräche betrafen meistens das Forstwesen und die mannichfachen Reisen, die er zur Erweiterung seiner Kenntnisse frühzeitig unternommen. Als wir nun so im Halblichte traulich beisammen saßen, erzählte er auch manches recht wunderliche Mährchen, das wohl mehr als Mährchen gewesen seyn mag; unter anderm sprach er von einer seltsamen und unerklärlichen Erscheinung, von jener wunderbaren Waldstimme, die hie und da von alten Waidmännern soll beobachtet worden seyn, und die an schauerlicher, durchdringender Gewalt mit keinem andern Laut in der Natur zu vergleichen sey. Ihr mögt denken, wie gespannt ich aufhorchte; ein kalter Schauer überlief meinen Rücken; doch fand ich so viel Besonnenheit, den fremden Jäger um den Grund jener Erscheinung zu befragen. Er sah mich lange an und sagte endlich lächelnd: Alberner Bursche, ja wenn man das wüßte, so wäre keine taube Nuß dabei zu

verdienen; nun aber ist mancherlei vor unserm Auge verborgen. Kühne Jägersleute, die das Ding haben erforschen wollen und die den Ton einmal dicht in ihrer Nähe vernommen haben, sind sogleich todt zur Erde gefallen und ihre ganze Gestalt ist in ein paar Stunden darauf in Asche zerfallen. Es geht die Sage, daß kein menschliches Ohr dreimal jenen entsetzlichen Ton vernehmen kann; wer ihn aber auch nur einmal gehört hat, dem liegt von Stund an eine süße, tödtliche, wollüstige Sehnsucht im Herzen, er sehnt sich nach einem unbekannten Gut, er weiß sich nicht zu fassen, seine Kräfte schwinden, bis endlich der Ton sich seiner erbarmt und kommt, um ihn abzurufen. Erfahrene Leute wollen behaupten, es sey der Ruf der alten heidnischen Göttin Diana, womit sie die armen Seelen [illegible] ihre [illegible]chen [illegible] lockt. [illegible] sprach [illegible]nn.“ — [illegible] hatte diese lezten Worte mit unsicherer Stimme vorgebracht, und als er geendet, verbarg er sein Antlitz, und der Fremde gewahrte, wie dasselbe hinter den vorgehaltenen Händen bis zum Tode erbleichte; nach einer Pause nahm dieser das Wort: „Laßt Euch durch dergleichen Dinge nicht anfechten, lieber Gotthold; wißt Ihr denn auch, ob das Ganze nicht ein Mährchen ist? Ich für meine Person wenigstens habe doch manche Forstreise gemacht, ohne von Seltsamkeiten der

Art auch nur das Mindeste erfahren zu haben.“ Gotthold schüttelte das Haupt und sagte leise: „Wollte Gott, theurer Herr, es wäre dem so, und mein Leben und meine Jugend ständen noch vor mir, und ich hätte den entsetzlichen und doch so lieblichen Ruf nicht gehört — so aber —“ — Er verfiel bei diesen Worten von Neuem in tiefe Trauer, und der Fremde sah sich in die Nothwendigkeit versezt, ihn aus derselben emporzureissen, indem er fragte: „Und was wußte der Jägersmann über die Ursache jener Stimme zu sagen?“ — „Nur Vermuthungen,“ entgegnete Gotthold; „es gehe eine alte Sage, daß in weiten und wenig betretenen Wäldern, tief im undurchdringlichen Dickicht eine seltsame Blume blühe, die, wenn sie nach fünfzig oder hundert Jahren zum ersten Mal wieder blüht und ihre Krone dem Licht öffnet, jenen gräßlichen [illegible] von sich [illegible] soll. Wie die Blume aussehe, hatte ihm [illegible] zu sagen gewußt; denn es sey das Seltsame an ihr, daß sie, wenn sie in der Mitternacht aufblühe, auch schon eine Stunde darauf in Staub zerfallen müsse. Wälder, wo die Stimme gehört worden, wo also die unheilbringende Blume wächst, werden von kundigen Waidmännern geflohen wie die Pest. Ach, hätte ich mich damals dem Jäger entdeckt, vielleicht wäre mir noch zu rathen gewesen, aber nun —“ — „Wie!“ rief der Fremde,

„Ihr gebt doch nicht alle Hoffnung auf?“ Gotthold erwiderte leise: „Wer einmal den Ruf vernommen, der muß ihm folgen, er mag wollen oder nicht.“ — „So verlaßt doch diesen häßlichen Wald,“ rief der Begleiter heftig. „Diesen häßlichen Wald?“ erwiderte Gotthold weich; „nimmermehr! ich ihn verlassen? — und wo soll ich hinfliehen? die Bäume würden mich doch nicht hinauslassen, und draußen wüßte ich doch, daß ich vor Sehnsucht, hierher zurückzukehren, nicht leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in die Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen aus dem Forst hinausliegt. Ach, manchmal kommt es mir so vor, wenn ich das helle Kirchengeläute aus der Fer e höre, und dabei ganz schwach das goldene Morgenroth von dort herüber die Waldnacht durchbricht, als würde mein ganz tiefes Elend augenblicklich enden, wenn ich nur ein einziges Mal im schönen, hellen Gotteshause recht innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nur eine Stunde unter Menschen, unter lustigen, fröhlichen Menschen, bei kräftigem Sonnenschein froh seyn könnte und dabei ein lautes Gespräch geführt würde, nicht dieses leise Sprechen, wie die Bäume es pflegen, und wie's meine Seele verwundet und mich nicht schlafen läßt. Einst machte ich mich hinaus zum Dorfschulzen und saß mit den Lustigen lustig am Tische, da überfiel es mich

auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheure Sehnsucht, zagend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — siehe — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald! komm mit! — Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der furchtbare und doch so unendlich süße Ton kommt und mich von der Erde nimmt.“ — „Ihr seyd krank, sehr krank!“ rief nach einer Pause der Fremde, indem er bedenklich Gottholds Hand erfaßte. „Veränderung Eurer Lage und des Wohnorts wird das Beste thun, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr von diesem Gewerbe, zu dem Ihr ganz und gar nicht tauglich seyd, je eher je lieber entfernt werdet.“

Beide brachen jezt das Gespräch ab und der Gast bemühte sich, heitere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So gingen sie lange zusammen weiter; endlich bemerkte Gotthold, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten, der tiefer in den Forst hineinleitete; da überdies der Tag sich zu

neigen begann, lud der Förster den Fremden ein, auch diese Nacht wiederum sein Gast zu seyn, welches dieser auch nach einigen entschuldigenden Worten annahm. Beim Abendbrod ward mit keinem Worte mehr des vorhergegangenen Gesprächs gedacht. Man saß traulich beisammen bis spät in die Nacht hinein; der Fremde war ungewöhnlich heiter und seine gute Laune wuchs sichtlich, als es ihm nach und nach gelungen, seinen trübsinnigen Wirth merklich zu beleben. Erst als die Sterne über dem einsamen Waldhause flimmerten, fand sich Gotthold in seinem stillen Zimmer allein. Der Schlaf floh ihn hartnäckig, immer neue und wunderliche Bilder fingen an, vor seinem Geiste aufzusteigen; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er dem fremden Manne, den doch kein Interesse an ihn und sein Schicksal fesseln konnte, seine Geschichte erzählt hatte; dazu erschien ihm der Unbekannte, je länger er über ihn und sein plötzliches Erscheinen nachdachte, sonderbar und räthselhaft; er besann sich, daß er weder dessen Namen, noch etwas über sein Schicksal erfahren, und dennoch habe es ihm geschienen, als brauche er gar nicht nach dergleichen zu fragen, als sey eben dieser Fremde sein bester und innigster Vertrauter, mit dem er schon Jahrelang zusammen gelebt. Je mehr er diesen Gedanken sich ausdachte, desto gewisser wurde ihm seine

Vermuthung; mancher Blick, manche Bemerkung des Fremden erschien ihm jezt klar und verständlich; er beschloß, augenblicklich hinzugehen und ihn zur Rede zu stellen. Der Mond stand hell am Himmel und warf sein bläuliches Licht durch das offene Fenster, als er durch das Zimmer ging, wo sein Weib schlief. Sie lag im tiefen Schlafe, ihr Haupt hing weit zurück und ihre Rechte hielt noch immer das Waldröschen; Gotthold nahm die Blume, und ohne daß er wußte, was er that, zerknickte er sie und warf sie zum Fenster hinaus; ein Laut wie ein ängstlicher Seufzer entriß sich in diesem Augenblick dem Busen der Schlafenden, doch der Jäger schritt, ohne darauf zu achten, zum Zimmer hinaus. Auf der Hausflur merkte er am hellen Schein, der auf die Bäume vor dem Fenster fiel, daß der Fremde noch Licht in seinem Zimmer brenne, also noch wach sey. Er wollte sofort in's Zimmer, da fiel ihm ein, wie er leicht seinen Gast stören könne, und entschloß sich, leise an's Fenster hinanschleichend, zu erlauschen, womit dieser noch so spät beschäftigt seyn möchte. Als Gotthold vor dem Fenster stand, gewahrte er, daß ein bläulicher Vorhang dieses verdecke; dennoch aber blieb zur Seite eine geringe Oeffnung übrig, die einen Blick in das Innere gestattete. Das Gemach war leer, in der Mitte auf einem Tischchen stand eine Kerze, nirgends

zeigte sich der Fremde. Plötzlich gewahrte Gotthold zu seinem Schreck, daß dicht neben ihm der Schatten einer Gestalt hinfuhr, und in demselben Moment sank vor der Kerze eine Mädchengestalt nieder, deren lange goldgelbe Locken den schönsten Nacken überwallten. Ein leichtes helles Gewand lag den zarten Formen des Leibes an, die Arme und Hände waren frei und überaus schön; das Streiflicht der Kerze zeigte den Umriß der Wange und einen Theil des Busens. Nie hatte der Jäger eine reizendere Gestalt gesehen; eine Sehnsucht, wie er sie noch nie so mächtig empfunden, bemächtigte sich seines Wesens und ein unnennbares Entzücken füllte seine Brust. Als er immer näher hinblickte, gewahrte er, daß das, was er für eine Kerze gehalten hatte, eine glänzende gelbe Blume war, die die blendenden Strahlen aus ihrem Kelch in magischer Fülle über Zimmer und Gestalt ausgoß; dabei glaubte sein Ohr Töne zu vernehmen, die aus weiter Ferne, wie in leisen harmonischen Schwingungen, durch die stille Luft zitterten und so lieblich, wie ein in Musik gebrachtes Geflüster der Waldbäume, mit dem Rauschen der Gebirgswasser verbunden, klangen. Gottholds Seele war ganz Entzücken. Alle wilden Gefühle seiner Jugend, die damals sein Glück gemacht, kehrten zurück und warfen eines nach dem andern ihre wilden Pechkränze in seine Brust; heller Sonnenglanz

floß in seine Seele herab, mit weichem Flügelschlage berührten glänzende Geister sein Inneres und weiteten es zu einem Feenpallast aus, drinnen seine Sinne wie verkörperte Flammen herumgingen, und jeder streckte tausend glühende Arme nach der süßen Gestalt aus. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er auf das Fenster zu; doch in dem Augenblick fühlte er einen stechenden Schmerz im Auge, die knieende Gestalt sah sich um und Gotthold erkannte das gefurchtete Antlitz des Fremden; statt der Blume brannte eine gewöhnliche trübe Kerze vor ihm und ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tische. Erschreckt und beschämt entwich der Jäger und kehrte, wie im Traume, in sein Gemach zurück. Der Mond war indeß untergegangen, die Morgenluft fuhr recht widrig durch's Fenster, und in vollem Unmuth hüllte er sich dicht in seine Decken, um in einen kurzen und unruhigen Schlummer zu sinken.

Am andern Morgen war der Fremde schon fort; bei Marien hatte er einen Gruß und Dank an Gotthold hinterlassen. Dieser hörte es wie im Traume und ging hinaus in den Wald. Bald darauf nahm das Leben wiederum seinen einförmigen, gewohnten Gang, nach wie vor, und des Fremden und jener Erscheinung ward weiter nicht mehr gedacht.

Der Winter war vergangen und der Frühling ließ seine Annäherung durch einen ganz

besonders erquickenden Duft, der sich im ganzen Forst verbreitete, spüren. Der Förster, der bis jezt trübe und verstimmt gewesen, lebte nach alter Weise wieder auf, und es nahten die Tage, wo er die kleine Waldhütte am See zu beziehen pflegte. Um diese Zeit langte der alte Oheim von Gottholds Weibe im Forste an; er freute sich nicht wenig über das gute Aussehen und das lebhafte Wesen des Försters. Es wurden nun mancherlei fröhliche Gespräche geführt, und dem alten Manne ging das Herz auf und er that den Beiden die gute Botschaft kund, die ihn diesmal etwas früher als gewöhnlich in das Forsthaus geführt habe. „Wie er wohl merke," sprach er, „so rücke ihm jezt das hohe Alter mit starken Schritten näher, und die gewohnte Ausübung seiner Berufspflicht, sowie die Handhabung der Geschäfte falle dem müden Körper und der geschwächten Seele immer schwerer, er sey darum gesonnen, sich in Ruhe zurückzuziehen und Gottholden, sowie seinem Weibe, die ansehnliche Wirthschaft abzutreten. „Dann kannst Du auch, lieber Sohn," fuhr er, zum Jäger gewendet, fort, „endlich einmal die magere Forststelle und den häßlichen Wald verlassen, in dem Du bis jezt, wie durch böse Künste gebannt, Dein Leben nur verkümmert genossen hast. Draussen im schönen sonnigen Thale, in der freien Gotteswelt ist es ein ganz anderes Ding, und

ich mag mein Städtchen nicht um den Besitz des ansehnlichsten Forstes vertauschen, besonders wenn am lieben Sonntage der Schall der hellen Glokken von den leuchtenden Gebirgswänden wiedertönt, und des Abends in der Schenke beim Jubel der Geige und des Horns die bunte Jugend sich herumdreht." Gotthold zog bei diesen Worten des Greises ein unmuthiges Gesicht, aber sein Weib fing sie begierig auf, sie jauchzte laut, als der Oheim jezt weiter ging und erklärte, er sey dieses Mal lediglich deßwegen in den Forst gekommen, um ihnen beiden anzukündigen, daß er sie am liebsten jezt gleich mitnähme, da nach seinen Verordnungen im Städtchen Alles zu ihrem Empfang bereit stehe. Marie wollte entzückt dem Greis um den Hals fallen, da gewahrte sie Gottholden, der ihr einen drohenden gebietenden Wink gab. Er war kaum wieder zu erkennen, sein Antlitz hatte eine starke Röthe überzogen, seine Augen rollten, und er rief scharf und laut: „Blödsinniger alter Thor, so schweigt doch, und Du gemeines, plumpes Weib! schweigt, oder Ihr sollt meinen ganzen Zorn fühlen!" Der Ohm und die Frau schracken bei diesen plötzlichen, wilden Zornworten so heftig zusammen, daß sie keines Lautes fähig waren und mit scheuer Angst dem Erzürnten in das verzerrte Antlitz blickten; dieser aber fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Ich möchte ganz neue Worte und Gedanken finden, um auszudrücken, wie grenzenlos zuwider Ihr mir seyd, und ganz besonders der einfältige Ohm, der es sich in den Sinn kommen läßt, meinen herrlichen Wald zu schelten. Hätte ich doch in meinem Leben mich nie mit Euch und dem Weibe da eingelassen, denn leider nur zu deutlich fühle ich, daß das Erdige, Koboldartige, Gemeine und Staubige, das Euren weiten grauen Aeckern, Landstraßen und Gebirgen anklebt, auch in eure plumpe Bildung übergegangen ist und meine klaren Sinne, meine kühle, frische Körperform verzerrt hat. Merkt man es denn nicht sogleich Euren blöden rothen Augen an, daß sie Jahrelang auf dem rauchigen Jammer da draußen, auf Feld, Kirche und Schenke gehaftet haben! Der heiße Strahl hat das Gebilde Eures Antlitzes zu einem Pilze aufgebläht, in dessen Mitte sich eine lallende Zunge mühsam regt, um all das ungesunde Zeug vorzubringen, das Euer verbranntes Gehirn ausheckt. Wie anders schaut der Waldmann, das Auge licht und hell, wie ein Vogelaug', das Gesicht blaß und zart, und ein kühler, grünlicher Waldschatten liegt beständig darauf und glättet es; die feinen Lippen sind wie Blumen am Waldquell, der ganze Bau des Körpers ist ein frischer Baum, in dessen glänzenden grünen, beweglichen Blättern der Frühlingswind

lustig rauscht, und den bunte zierliche Vögel mit lautem singenden Gelächter beständig umschwärmen. Ich weiß es ja, daß meine Seele früher im Gewebe eines schönen Baumes verborgen schlief und so glücklich träumte; denn unter seinem Schatten sah ich die herrliche Waldblume blühen, und ich durfte ihr entzückt Jahrelang ins helle Antlitz schauen und mein Ohr weiden an den Himmelsklängen ihrer Stimme! O des holden Antlitzes, der süßen Stimme, der überirdischen Seligkeit! — Wann werde ich dich wiederschauen? wann werde ich den süßen Laut todbringender Sehnsucht wieder vernehmen? O Himmel, Himmel! — Wo bleibt dein entzückender Ruf, der die Bande dieses Leibs zerreissend, die bebende Seele zu dir bringt, Geliebte! Doch ich will nicht zürnen, mir ahnet, sie ist nah, die süße Stunde, und mein ganzes Wesen geht ihr mit Andacht, mit zitternder Bewegung leise entgegen.“

Gotthold ging, und ehe die Beiden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten sie schon die dünne, grüne Gestalt des wunderlichen Mannes aus den Blicken verloren. Der Ohm war in tiefe Gedanken versunken, Marie weinte, und nur das Rauschen der Bäume im Forst, die ein nahendes Unwetter verkündeten, tönten durch die Stille, die nach dem Verschwinden des

Jägers im Gemach herrschte. Endlich nahm der Greis das Wort und sprach: „Unsere liebe Sonne, das herrliche grüne Gotteslaud da draußen schelten, und mit so bösen Worten — nein, das will mir nicht gefallen, das deutet auf eine schwere Verirrung. Gebe Gott, das die guten Geister seine Seele erfassen, damit sie nicht ins Verderben geht; laß sehen, meine Tochter, ob meine Stimme Gewalt über ihn hat, wenn ich im Namen dessen zu ihm rede, der aller Kreatur gebietet.“ — Das Gewitter war indeß herangerückt und schüttelte die alten hundertjährigen Eichen des Forstes, der Regen schoß in Strömen herab und jähe Blitze durchschnitten die Finsterniß, die sich über die Stube und den Wald draußen verbreitet hatte. In den Stößen des Sturmwindes klang es oft, als riefen mannichfaltige fremde Stimmen durch den Forst, ja, als zöge ein wilder Jagdzug mit Hundegebell und Hörnerklang dicht am Hause vorbei. Der Ohm hatte ein Gebetbuch aufgeschlagen und betete still vor sich hin, während Marie laut um den Abwesenden jammerte.

Dies bewog den Greis, seinen schon gefaßten Entschluß auszuführen. Indeß Marie sich auf einen Augenblick entfernte, schlich er sich aus dem Hause und machte sich auf den Weg in den tiefen Wald hinein, nach der Richtung zu, wo, wie er von Marien erfahren hatte, Gottholds

Waldhütte sich befand. Der enge Fußpfad, bald mit Gestrupp bedeckt, bald durch Baumäste verbaut, verzögerte die eilenden Schritte des alten Mannes; immer heftiger tobte das Wetter, immer lauter krachten die Donnerschläge, und oft mußte er Minutenlang stille stehen, ehe ein neuer leuchtender Blitz ihn die Umgebung und seinen Weg erkennen ließ. Endlich war er an die Ufer des stillen Waldsees gelangt, ohne den Jäger zu finden; die Hütte war leer und öde, wie die Gegend umher; nur Waldraben und wildes Raubgeflügel fuhren laut kreischend durch die vom Sturm aneinander geschleuderten Bäume und flüchteten sich in den Schilf, der seine hohen, dürren Halme, von Regen und Wind gepeitscht, über sie zusammenschlug. Unschlüssig und zagend stand der Greis auf dem schauervollen Platz und gedachte schon, den Rückweg unverrichteter Sache anzutreten, als er plötzlich neben sich ein blasses Menschenantlitz gewahrte, welches ihn aus starren, gebrochenen Augen anblickte. Entsezt wich er zurück, doch als er nochmals hinblickte, erkannte er seinen Neffen, der an einen Baum gelehnt, unbeweglich starr dastand und das Haupt krampfhaft zurückgelehnt hatte. Er redete den Unglücklichen an, er schrie seinen Namen; doch immer blieb das verzerrte Todtenantlitz beim Leuchten der Blitze unbeweglich an seinem Platze; endlich

rührte sich die Gestalt und gab Zeichen des Lebens. Als Gotthold den Ohm erkannte, warf er sich mit ängstlichem Entzücken ihm um den Hals und rief mit seltsam aufgeregter Stimme: „Dem Himmel Dank, daß Ihr gekommen, edler Greis! ja, Ihr werdet, Ihr sollt mich retten; fort, fort von hier; sonst bin ich des Todes! Kommt, kommt, was Eure Kräfte vermögen.“ — „Mein Sohn, mein Sohn,“ sprach der Greis gerührt, „mein armer Sohn, ja, ich bin gekommen, Dich zu retten. Dein unerklärliches böses Betragen hat mir gezeigt, daß Du in großer Gefahr bist; in einer Gefahr, aus der nur die barmherzige Allmacht Dich, Gefallenen, retten kann. Noch ist Zeit; in dem Namen Gottes verscheuche ich hiemit das schwarze Gesindel, die bösen Geister dieses Orts, und gebiete Dir, mir zu folgen.“ Er hatte es kaum geredet, als ein fürchterlicher Donnerschlag erscholl; der See rauschte, in seinen innersten Tiefen aufgerührt, mit grünlich weißem Schaume empor; wilde, kreischende und gellende Töne ließen sich in den Lüften hören, und in der Ferne im Forste hörte man das Krachen und Zusammenstürzen uralter Stämme. Gotthold war ängstlich und bebend an des Alten Brust gesunken, jetzt klammerte er sich mit wildem Entsetzen an seinen Hals und hob sich auf seinen Rücken empor, indem er laut schrie: „Nur fort, Alter,

laufe, was Deine Kräfte vermögen; fort, sonst ist Alles verloren.“ Der Greis strengte seine ganze Kraft an; dennoch drohten ihm die Knie zu brechen vor Erschütterung und der schweren Last. Als er dicht am See vorbeischritt, kreischte der Jäger auf und schrie: „Ha, Entsetzen, Entsetzen — da — da kommt es auf mich zu — es streckt die Arme nach mir aus — er ist's, er ist's — die gelbe Blume leuchtet auf seinem Haupt — hinab, hinab zu ihm!“ Mit diesen Worten stürzte die Last von den Schultern des Greises hinab, und in demselben Augenblicke schlugen auch die Wellen des schwarzen Sees über dem Jammervollen zusammen; durch die Ferne des Waldes ging aber ein Ton, der, lang und langsam verhallend, wie der erste Akkord eines feierlichen Chorals, mit dem dumpfen Rollen des Donners zusammenklang. Der Greis war in Ohnmacht dahingesunken.

Die Leiche des Försters wurde in den nächsten Tagen am Ufer des Sees gefunden, und die arme, unglückliche Wittwe verließ in Gesellschaft des Ohms den fürchterlichen Wald, den sie nie wieder betreten hat. Die Forststelle blieb lange Zeit ledig, denn die Sage vom gespenstigen Wald lebte im Munde des Volks lange Zeit fort.

laufe, was Deine Kräfte vermögen; fort, sonst ist Alles verloren.“ Der Greis strengte seine ganze Kraft an; dennoch drohten ihm die Knie zu brechen vor Erschütterung und der schweren Last. Als er dicht am See vorbeischritt, kreischte der Jäger auf und schrie: „Ja, Entsetzen, Entsetzen — da — da kommt es auf mich zu — es streckt die Arme nach mir aus — er ist's, er ist's — die gelbe Blume leuchtet auf seinem Haupte — hinab, hinab zu ihm!“ Mit diesen Worten stürzte die Last von den Schultern des Greises hinab, und in demselben Augenblicke schlugen auch die Wellen des schwarzen Sees über dem Jammervollen zusammen; durch die Ferne des Waldes ging aber ein Ton, der, lang und langsam verhallend, wie der erste Akkord eines feierlichen Chorals, mit dem dumpfen Rollen des Donners zusammenklang. Der Greis war in Ohnmacht dahingesunken.

Die Leiche des Försters wurde in den nächsten Tagen am Ufer des Sees gefunden, und die arme, unglückliche Wittwe verließ in Gesellschaft des Ohms den fürchterlichen Wald, den sie nie wieder betreten hat. Die Forststelle blieb lange Zeit ledig, denn die Sage vom gespenstigen Wald= lebte im Munde des Volks lange Zeit fort.

Die Doppelgängerin.

Eine Novelle.

Colmar, ein Offizier in französischen Diensten, vermählte sich mit Berenizen, einer Tochter des Marschalls Bienville, von mütterlicher Seite mit dem uralten Geschlechte der Grafen von Sargines verwandt. Die Hochzeit wurde auf einem Gute des Marschalls bei Rouen gefeiert, und die Zahl und Auswahl der Gäste sowohl als die Anordnungen beim Feste waren durchaus dem Rang und Reichthum jener angesehenen Familie angemessen. Man war acht Tage schon beisammen geblieben, und jezt rückte der Zeitpunkt heran, wo Rücksichten und Sitte es forderten, das junge Ehepaar sich selbst und seinem Glücke zu überlassen. Die Equipagen der vornehmen Gäste bedeckten die einsamen Landwege; nach Nord, Süd, Ost und West zerstreute sich eine große Anzahl von Leuten, die nicht hoffen durften, so zierlich und geschmückt und in so trefflicher Laune bald wieder zusammen zu kommen. Die Säulengänge des zierlich gebauten Landhauses, eben noch vom Gedränge angefüllt, warfen, von der Abendsonne beschienen, ihre Schatten auf die gegenüberstehenden weißen

Wände; selten daß hie und da noch ein Zöfchen oder ein zierlich gekleideter Jokey sichtbar ward, die ihrer vor dem Thore wartenden Herrschaft noch irgend ein vergessenes Toilettenstück nachtrugen. Der Staub wirbelte auf, die fliegenden Karossen lärmten dahin, Abschiedsgrüße, Gelächter, Flüche und Peitschenhiebe füllten die Luft — dann war Alles vorbei und der Abendwind flüsterte in den Gipfeln der Pinien und Pappeln, und drang in die finstern Lauben des Gartens, um den geheim blühenden Violen ihre zartesten Düfte zu entlocken.

Die breiten Massen des Landhauses wurden jezt in das falbe Licht des aufsteigenden Monds gehüllt; die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen; der Marschall ließ die Lampen fortbringen, und so saß der kleine Kreis, in schöne Gruppen vertheilt, vom Monde beleuchtet, Anfangs in sinnendem Schweigen da. Frühlingsdüfte zogen durch die offenen Fenster, Gesang und Lautenspiel tönten aus einem nahen Pavillon herüber. Zwischendurch sah man Colmar mit übergeworfenem Mantel, an der Seite seiner reizenden Braut, aus den Schatten eines Bogenganges treten und wieder verschwinden; sie waren in herzlichem Gespräch begriffen.

„So hoffe ich denn, den Sohn meines alten, theuren Freundes jezt wahrhaft glücklich zu sehen,“ nahm der Marschall das Wort, indem er seinen

Blick mit Freude auf die Wandelnden richtete; „wohl werden sich die Wangen, die ein mehr als seltsames Schicksal gebleicht hat, wieder röthen.“

Marie Belleville, die Schwester des Barons, erwiderte: „ich will Niemanden tadeln; aber es gibt Leute, die nichts emsiger suchen, als den Schein des Unglücks. Was ist der Grund jener bleichen Wangen? warum ist Colmar unglücklich gewesen? worin bestand sein Mißgeschick? Ein großes Vermögen, eine bedeutende Familie, eine Frau, die er nicht geliebt und deren Verlust ihm nicht schmerzhaft seyn konnte, jezt wieder Ehemann, liebend und geliebt: in allen diesen Dingen sehe ich kein Unglück; aber freilich, ein schönes schwarzes Haar, ein finster brennendes Auge und eine bleiche Gesichtsfarbe, dazu der Ruf eines vom Schicksal Verfolgten — damit ist man eben so gewiß, günstigen Eindruck zu machen, als mit Geist und Talent. Diese Ansichten werden uns ja schon frühe in Romanen gepredigt.“ — „Du gehst zu weit,“ nahm der Baron das Wort; „unser junger Freund bildet sein Inneres nicht nach jenen Mustern, die Mode und Thorheit uns vorhalten. Ein Mann, der seine Jugend unter den Stürmen eines finstern Krieges, in Verhältnissen zugebracht hat, die den innern und äußern Menschen kräftigen, ihn eher rauh als zärtlich bilden, ein Mann, der die Achtung edler Menschen

sich erworben, der Wärme mit Ueberlegung, Geistesstärke mit Gefühl paart, ein solcher ist keiner Modethorheit fähig. Wenn auf eine solche Brust ein kalter, schwerer Jammer sich so drückend legt, daß er sie fast zerbricht, so müssen wir Mitgefühl, nicht spöttelnden Zweifel haben."

Die Baronesse richtete ihren Blick auf die Züge ihres Bruders, die sie im zweifelhaften Licht nur schwach sehen konnte. „Du scheinst etwas von seinen frühern Schicksalen zu wissen," sagte sie nach einer Pause; „so theile sie uns doch mit; es sind ja lauter Familienglieder zugegen, und die dürfen fordern, in dieser Angelegenheit hell zu sehen. Schon lange hat mir eine Frage der Art auf der Zunge geschwebt." — „Ich möchte nicht antworten," sagte der Marschall, „wenn ich auch könnte. Fast müßte ich glauben, nicht verstanden zu werden. — Ich halte unsern Freund für gemüthskrank." — „In dem alten Schlosse, das er in den Pyrenäen bewohnt hat," sagte ein junges Mädchen, „soll es spuken; Antoinette, die Schwester des Kammermädchens, welche die verstorbene Dame bedient hat, soll es versichert haben." — „Da hättest Du ihn wohl nicht geheirathet, Sophie?" sagte Franz, ein blonder Jüngling in Uniform, der Bruder Berenizens. „O gewiß nicht!" rief die lebhafte Kleine; „ich bewundere die Cousine, daß sie mit einem Mann so vertraut thut, dessen

verstorbene Frau —" Sie stockte und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. „Nun was? Antoinette wird auch wohl darüber Bericht erstattet haben?" fragte der Bruder. „Laß das, Sophie," nahm der Baron wieder das Wort; „wie kommen wir überhaupt zu derlei Gesprächen? Colmar verdient unsere ganze Liebe, er ist mein Sohn, Dein Bruder, uns allen ein Freund und Verwandter; so haben wir ihn unter uns empfangen, so wollen wir ihn auch immerdar in unserer Mitte behandeln."

Mit diesen Worten erhob sich der würdige Greis, und man sah ihn dem Ehepaar entgegenschreiten, welches sich jezt eben dem Hause näherte. Colmar nahm Platz unter seinen neuen Verwandten, seine junge, zärtliche Gemahlin schmiegte sich an seine Seite, und einer ihrer reizenden Arme ruhte auf seinem Schooße. So beleuchtete der volle Strahl des Mondlichts die zarte Gruppe, indeß die Gestalten der Uebrigen mehr in den Schatten zurücktraten; nur Franzens blühende Figur lehnte erhellt am weißen Marmor der Fensterbrüstung.

„Meine Seele ist ganz Freude und Dank," hob der liebenswürdige Mann an, indem er dem Marschall die Rechte darbot; „empfangen Sie, Verehrter, im Namen dieser theuren Anwesenden, meinen wärmsten Gruß; es ist eben so beglückend

für mein Herz, als erhebend für meinen Stolz, mich in dieser Mitte aufgenommen zu wissen, und mein stetes Bestreben wird seyn, jene Achtung und Theilnahme mir zu erwerben, die mir jezt im Voraus so gütig geschenkt wird." Der Baron schüttelte gerührt die Hand seines jungen Freundes. „Seyn Sie uns willkommen," rief er herzlich, „das ist unser aller Antwort." Colmar ließ bei diesen Worten sein großes, schwarzes Auge im Kreise herumgehen, wie forschend, ob er jene freundliche Zusage auch auf jeder Physiognomie ausgedrückt finde; dann heftete er seine Blicke auf den Boden und schien in ein augenblickliches Nachsinnen verloren. Die Töne der Blasinstrumente quollen durch die hellen, weißen Nebel der warmen Mondnacht wie ferne Stimmen herüber, kein Baumblatt rührte sich, und die farbigen Blumen standen, im weißen Scheine erbleicht, unbeweglich und still unter dem Fenster. „Oft sucht der Mensch," sagte Colmar, „im Augenblicke der errungenen Seligkeit das alte vergessene Antlitz der Vergangenheit auf und schaut in dessen trübe Mienen und denkt an ein Leid, das nicht mehr ist: wohl nur, um die gegenwärtige Freude noch wärmer im Busen aufzunehmen. So entsinne ich mich, wie ich am heutigen Tage vor einem Jahr, dem Verderben hingegeben, auf jedes Lebensglück, auf den nächsten Athemzug schon verzichtete."

Franz und Sophie wechselten Blicke mit einander und Marie Belleville rückte näher mit ihrem Stuhle. „Wo waren Sie denn?“ fragte der Baron. „An der Küste von Sicilien,“ fuhr der Erzähler fort; „mitten in einem furchtbaren Sturme auf der See. Der Leichtsinn einiger Freunde hatte mich verführt, in eine Fahrt zu willigen, die schon unter den bösesten Anzeichen und Vorbedeutungen unternommen wurde. Drei Stunden nach unserer Abfahrt überflog den hellen Himmel ein düsterer Wolkennebel, der bei dem dumpfen Brausen des erwachenden Sturmwindes sich immer dichter und finsterer über uns zusammenzog; bald schlugen ungeheure Wellen empor, und bei dem Leuchten der Blitze erkannten wir mit Entsetzen die schroffen, tückisch drohenden Felswände des Monte Pellegrino bei Palermo; unvermeidlich schien es, daß unser schaukelndes Boot nicht, an das Klippenufer geschleudert, berstend zersplitterte in der nächsten Minute; in meinen Armen lag zitternd und erbleicht der unglückliche Jüngling, der sich uns zum Führer angeboten hatte, und dessen unkundigen Händen das Steuer schon entsunken war. Er stammelte Gebete her an die heilige Rosalie, er flehte sie an, ihn allein zum Opfer zu nehmen; seine heißen Thränen befeuchteten meine Hände. Ich drückte meine Wangen an seine schwarzen Locken, in meinen Mantel

hüllte ich die bebende Gestalt, und so lag ich da, betäubt und fast ohne Besinnung, bald von niederfahrenden Blitzen erhellt, bald von einer tosenden Welle übergossen."

Colmar hielt inne; seine zärtliche Gattin hatte sich zu ihm übergebogen und er lächelte ihrem besorgten Blicke mit freudiger Zärtlichkeit entgegen; eben wollte er seine Erzählung beendigen, als Berenize sich beruhigter aufrichtete und der Strahl des Mondes ihr Antlitz glänzend beleuchtete. In dem Augenblicke geschah das Entsetzliche. Colmar blickt seine schöne Geliebte an, man sieht ihn plötzlich zusammenfahren, sein ganzes Wesen erhält eine furchtbare Gestalt. Weit zurückgebogen von dem Gegenstand, der sich ihm nähern will, stößt er einen Schrei aus, der das Blut in den Adern aller Anwesenden erstarren macht; in fürchterlicher Beleuchtung zeigt sich sein Antlitz von Wuth und Entsetzen entstellt, das Auge rollt, die Lippen beben, und ehe auch nur einer der Anwesenden es ahnen kann, hat seine erhobene Rechte einen fürchterlichen Schlag nach der Geliebten geführt.

Wem es im Leben schon einmal begegnet ist, daß ihm aus der gewohnten Heiterkeit der Umgebung plötzlich das Entsetzen entgegentrat, der begreift den Zustand, in welchem die Familie des Marschalls sich im Moment dieser Scene befand.

Es traf sich gerade, daß eben jezt ein vorbeieilendes Gewölk den Mond verfinsterte und so die Gruppe der auf das Furchtbarste aufgeregten Menschen in tiefe Finsterniß hüllte. War es da nicht natürlich, daß nach der ersten Pause des Schreckens die jungen Mädchen mit einem hellen, kreischenden Jammerlaut der Thüre zuflogen, daß jede, von einer andern im Finstern ergriffen, sich in den Händen des gespenstischen Wahnsinnigen glaubte, der in ihrer Mitte sich befand? Zwischendurch hörte man Jemanden auf das Heftigste und in den tiefsten Schmerzeslauten weinen; eine unheimliche, rauhe Stimme schien plötzlich, von Niemanden gekannt, mitten unter den bekannten zu ertönen; immer lauter kreischten die Damen, immer heller und stärker ward das Geschrei nach Licht und Hülfe. Nur der Marschall hatte den klaren Blick des erfahrenen Greises nicht verloren; sicher schritt er zur Thüre und bald darauf kam er mit den Dienern zurück, welche eine Menge Lampen und Lichter brachten. Die niedergesenkten Häupter richteten sich langsam spähend auf, die aneinander gedrückten Mädchengruppen lösten sich und jedes Auge sah sich ängstlich um nach dem fürchterlichen Manne; er war nicht zu finden, er war fort. In die Ecke des Divans gedrückt, in ihren Schleier gehüllt, das Antlitz krampfhaft in die Polster gepreßt, lag die arme Berenize; Mari=

Belleville ließ sich tröstend und weinend zu der Unglückseligen nieder. Der Marschall stand schweigend, den starren Blick vor sich hin gerichtet, und nur die jungen Mädchen, durch die glänzende Helle, die mit einemmal die trübe Mondnacht und den gespenstischen Spuk in ihr verscheucht hatte, ermuthigt, wagten es, im leisen, oft unterbrochenen Gespräch sich ihre Bemerkungen mitzutheilen. Franz war in den Garten geeilt; sein Blut kochte, er wollte den Unwürdigen sogleich zur Rede stellen und die Schmach seiner armen Schwester auf das Empfindlichste rächen. Sein jugendlicher, rascher Sinn glaubte dieses finstere Räthsel auf solche Weise am schnellsten und sichersten gelöst; allein Colmar war nirgends zu finden; er mußte Mittel gefunden haben, das Landhaus, sowie den Garten zu verlassen. Alle Bemühungen des erbitterten Jünglings waren vergeblich, und er kehrte nach geraumer Zeit zu der Familie zurück, welche er noch immer um die leidende, tieferschütterte Berenize versammelt fand. So hatte ein einziger, fürchterlicher Schlag die Bande gesprengt, die Liebe, Freundschaft und Edelsinn für ein ganzes, glückliches Leben geknüpft wähnten.

In der Nacht jenes unglücklichen Tages war Colmar bleich und entstellt in seiner Wohnung in der Stadt angelangt; er hatte den Weg

augenscheinlich zu Fuß zurückgelegt, denn seine Kleidung war in Unordnung und mit Staub bedeckt, die Hände blutig gerizt von den Dornenhecken, die sein eilender Fuß durchbrochen hatte; seine Diener waren erstaunt, ihn zu dieser Zeit und in diesem Aufzuge wiederzusehen, ein Arzt erschien und der Kranke mußte sich seiner Pflege anvertrauen. So verging ein Monat, während dessen ein bösartiges Fieber den Unglücklichen peinigte und es Niemanden vergönnt ward, sein Zimmer zu betreten. Nach Verlauf dieser Frist erschien Franz; Colmar selbst hatte lebhaft gewünscht, ihn zu sehen, und als der schöne zornige Jüngling jezt eintrat, erschrack er nicht wenig über die blasse, zusammengesunkene Gestalt, welche aus dem Krankenstuhl ihm die Rechte zum Willkommen darbot. „Mögen unsere Gespräche,“ rief der Erschöpfte, „später einen Charakter annehmen, welchen sie immer wollen, entziehen Sie, junger Freund, einem Unglücklichen den ersten freundlichen Gruß nicht, der sein Herz stärkt und zum Vertrauen ermuntert.“ Franz schwieg und eine Pause entstand, während welcher die widersprechendsten Gefühle in seinem Busen kämpften; endlich erhob er seinen Blick und dieser fiel in Colmars Auge, welches fest, mit freundlicher Güte auf ihm ruhte. „So soll denn das Wunderbarste geschehen?“ sprach Franz bei sich. „Ich

trete mit dem Mordgewehr in der Tasche zu dem Manne, dessen Auge mich stillschweigend mahnt an die Worte der Zärtlichkeit, der edelsten Gesinnung, mit denen er vor wenigen Wochen noch sich meinen Freund nannte — und was ist zwischen uns getreten? — ein Gespenst — eine tückische, unerklärliche Macht!“

Colmar schien diesen Gedanken zu errathen; er sprach mit fester Stimme: „Mein Bruder, ich weiß, was Sie zu mir führt; machen Sie es kurz. Ich habe Ihre liebenswürdige Schwester beleidigt, tödtlich beleidigt. — Sie kommen, um mich zu fordern; wohl, ich bin bereit! Sie sollen sich mit keinem Gichtbrüchigen, Fiebergeschwächten schlagen; Ihre Nachsicht hat mir vollkommen Zeit gegeben, mich zu erholen; bestimmen Sie die Waffen, die Stunde.“ Er erhob sich hier, und den Arm kräftig auf den Kamin gestützt, stand der schöne, hohe Mann aufrecht da, im vollen Bewußtseyn seiner alten, wiedergewonnenen Ruhe und Kraft; jede Spur von Krankheit schien in diesem Moment verwischt; die weißen Gewänder seiner Umhüllung flossen in reichen Falten an den Boden herab. Franz fühlte sich so klein und unbedeutend gegen die finstere, prächtige Gestalt vor ihm, und er sprach halb undeutlich die Worte hin: „Den Grund meiner Erscheinung, Herr von Colmar, wird Ihnen ganz Rouen erklären können,

welches eben so entsezt als befremdet über einen Vorfall ist, der — " — „Kein Wort davon!" entgegnete der Offizier; „die Beleidigung Ihrer Schwester, Bienville, war die That eines Niederträchtigen. Ich bin keiner, allein Sie haben volles Recht, mich für einen solchen anzusehen, darum keine Entschuldigung weiter. Welche Waffen?" Franz deutete mit einem stummen Blick auf die Pistolen. „Und die Stunde?" — „Morgen um sieben Uhr in der Frühe." — „Der Ort?" — „Im Wäldchen vor dem Landhause meines Vaters."

Beide Männer erschienen am andern Morgen da, wo sie sich treffen wollten; Franz hatte den ersten Schuß, er schoß und fehlte. Als jezt die Reihe an Colmar kam, feuerte er die Pistole in die Luft ab und bot seine Brust noch einmal der Waffe seines Schwagers dar; als Franz sich weigerte, kam er einige Schritte ihm näher, und die Hand dem Jüngling darreichend, fragte er mit weichem Tone: „So willst Du, mein Bruder, Vergebung einem Unglücklichen schenken, der Dein Mitleid, aber nicht Deinen Haß verdient?" Als Franz eine bejahende Bewegung machte, fühlte er in demselben Moment die Brust seines Freundes mit ungestümem Klopfen an der seinigen. Colmar zog ihn nach sich in ein Gebüsch, wo ihre Pferde angebunden standen. Hier ließen sich beide auf einen einsamen Sitz nieder. Lange dauerte

es, ehe die stürmische Bewegung, in welcher sich Colmar befand, es erlaubte, daß er die ersten zusammenhängenden Reden vorbrachte. „Ich bin kein Elender, kein Nichtswürdiger!“ rief er. „Du, mein Bruder, der mich in bessern Tagen gekannt, Du schaust in mein Herz, Du siehst, wie es von tausend und abertausend Martern zerrissen wird. Gräßlich höhnendes, doppelgestaltetes Wesen in mir! Deiner Wuth bin ich machtlos dahin gegeben! Sahst Du denn nicht, mein Bruder, daß die That, die ich mit so entsetzlicher Frechheit vor euern Augen ausübte, nicht mir gehörte? ein Wesen der Hölle hatte sich meiner bemächtigt, es hob meinen Arm zu dem wahnsinnigen Schlage, der das glühend geliebte Leben traf. O Fluch! o Entsetzen!“

Er verhüllte sein Angesicht und ruhte, auf den Jüngling gestüzt, einige Momente, dann fuhr er fort, sich in der finstersten Selbstanklage zu erschöpfen. „So jagen die fliegenden Geister der Finsterniß dem ewig nach, der sich einmal in ihrer Macht befunden. Ach, ich glaubte so selig erwacht zu seyn aus einem dunkeln Traume; von Neuem lachte mir das Leben, es bot mir lächelnd seine süßesten Kränze; der ewigen Nacht, der Vernichtung, dem tiefen Grabe glaubte ich meine Qual dahingegeben; mein trüber Sinn dürstete, das Entsetzliche zu vergessen, schon glaubte ich,

überwunden zu haben — da tritt von Neuem, scheußlicher als je, das Gespenst in mein Daseyn. — Auch sie — auch sie! nein, nein, es ist nicht möglich! Wahnsinn ist jeder Verdacht hier; dieser reine Engel weiß von diesem Witz der Hölle nichts — und doch — die entsetzlichen Zeichen! das Auge! — wie sie im Mondenlicht — o ich unterliege dem Grausen, mein Herz droht zu verzweifeln!" Von Neuem hüllte er sich tief in seinen Mantel und Franz richtete einen Blick des tiefsten Mitleids auf den Mann, den er von seiner angebornen Stärke und Hoheit so tief niedergebeugt sah. Noch wurde ihm nicht das Mindeste von dem finstern Räthsel klar, doch fürchtete er sich, darnach zu forschen. Colmar richtete sich auf und sagte leise mit scheuem Blick: „Vernahmst Du nie, mein Bruder, von jener gräßlichen Erscheinung, hörtest Du nie von Doppelgängern?" Er schauderte, als er dieses sprach, und Franz erschrack vor dem irren Blick, der Blässe seines Antlitzes. Befangen und verwirrt stammelte er: „Nein, noch nie! — aber doch — wohl Mährchen nur, wie ich glaube." — „Ich habe ihre gräßliche Wahrheit geschaut," fuhr Colmar in dumpfem Tone fort; „mein Auge hat gesehen! — O, wie sehr irrt der, welcher meint, es sey der Kreis des Geschaffenen mit den Wesen geschlossen, die sich heiter und vom Tage beschienen ihm

zeigen; abwärts gekehrt, liegt der Ring in Nacht, und seinen dunkeln Halbkreis hat noch kein Auge ganz erschaut. Es gibt Wesen, die noch lange im Grabe fortleben, ein gräßliches, zuckendes Leben, sowie andere zur Welt kommen, noch mit dem Nachtraum des Todes behaftet, mit einem verschlafenen Leichenantlitz und einem noch starren Herzen. In einigen Begünstigten fließt eine solche Masse von starkem Seelenlicht zusammen, daß sie mit ihrer Liebe tausend andere unvollkommene Seelen ergänzen; andere spalten ihre Wesenheit kalt und witzig, und ergötzen sich an dem Streit, den sie nun selbst mit sich selbst führen; doch fürchterliche Meister sind die, welche es durch die Kraft eines eisernen Willens so weit gebracht, auch den Leib in doppelter Gestalt erscheinen zu lassen. Jene alte Zeit, die wir thöricht schelten, sezte für dies gräßliche Spiel mit der Lebenskraft Scheiterhaufen und Rad fest; wir, die wir uns gebildet und aufgeklärt nennen — uns muß die Wissenschaft, selber dunkel und geheimnißvoll, Namen geben für jene Erscheinungen, die immerdar unerklärt bleiben. Gräßlich, fürchterlich, wenn wir an die Wirklichkeit der Gestalt, die vor uns steht, nicht mehr glauben! wenn wir die Geliebte zu umarmen wähnen und schließen eine Larve, eine hohle Larve an unsere Brust, die die Mienen, die Gebehrden, welche uns entzücken,

tückisch nachäfft, die ohne Seele an unserer Brust liegt! Entsetzen der Hölle! wo gibt's eine fürchterlichere Marter! — Du selbst, mein Bruder, wie Du hier vor mir stehst — kann ich wissen, ob Du es selbst bist, ob nicht in diesem Moment, wo ich mit Dir rede, wo ich Deine Hand in der meinigen halte — o Himmel! — Deine Gestalt aus jenem Busche mir entgegentritt?"

In diesem Augenblick rauschte das nahe Gebüsch; Franz fühlte einen kalten Schauer seine Gebeine durchrieseln, er wandte alle Kraft seiner Seele an, sich zu fassen. Colmar lehnte zusammengesunken am Baumstamme; dann erhob er sich und warf sich mit Ungestüm seinem jungen Freunde um den Hals. „Wahnsinniger, der ich bin!" rief er unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen; „so will ich mit meinen Träumen auch Deine süße Jugend vergiften! Vergib mir, Franz, vergib — lache, spotte über mich. Ich bin ein Irregehender bei Nacht; rufe mit Deiner weichen, süßen Stimme — ach, sie ist auch die meiner Berenize — mich am Namen, und ich werde erwachen. Konnte der finstere Spuk so viel Macht über mich haben? war er nicht längst schon gebannt? Franz, Geliebter, kann sie mir verzeihen? Nein, nein, sie kann es nicht; ewig wird sie mich fliehen, wie ein Gespenst mich fliehen. Hätte doch Deine Kugel ihren Lauf gerade auf dieses Herz

genommen, welches sich nach Vernichtung sehnt, weil es sich unwürdig fühlt, länger in ihrem Dienste zu schlagen."

Franz war erschüttert. Seine noch fast kindische Seele ahnete das Daseyn einer Schattenseite des Lebens, und sein weiches Herz entschuldigte jezt vollkommen den Unglücklichen. Er gab sein heiliges Versprechen, den wiedergewonnenen Freund bei der tief gekränkten Schwester zu vertreten, ja seine jugendliche Lebendigkeit that den Schwur, nicht eher zu ruhen, bis beide edle, durch ein finsteres Mißverständniß getrennten Herzen sich wieder vereinigt hätten. Colmar dankte ihm mit einem heißen Bruderkuß; seine Seele erschloß sich von Neuem dem Lichte, und unter heitern Gesprächen ritten beide nun in die Stadt zurück. Später, wenige Tage darauf, theilte Colmar ihm den Grund seines Betragens an jenem unglücklichen Abende, sowie seine frühere Geschichte mit, die wir hier für den Leser einschalten.

„Meine Familie stammt aus dem Norden; sie ist zahlreich und zählte in früher Zeit Männer von bedeutendem Range und Ansehen in ihrer Mitte. Mich bestimmte mein Vater in früher Jugend schon zum Militärdienste; doch er sollte nicht die Freude haben, seine Absichten ausgeführt zu sehen: der Tod rief ihn ab, und ein Oheim mütterlicher Seite nahm sich mit Ernst und Sorgfalt

meines Schicksals an. Er bekleidete als Gesandter an einem kleinen italienischen Hofe eine ziemlich wichtige Stelle, und seinem Wunsche folgend, mußte ich die früher eingeschlagene Richtung verlassen und unter seiner Leitung eine neue Laufbahn im Staatsdienst antreten. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es, seine Zufriedenheit zu erwerben; mein Fleiß war unermüdlich, in der Treue und Pünktlichkeit, sowie im Betragen bei öffentlicher Gelegenheit, nahm ich mir ihn zum Muster, und er erkannte mein Bemühen mit Lob. Durch seine Fürsprache erlangte ich die besondere Huld unsers Souverains, mein Glück schien gemacht zu seyn — da — seltsame Fügung! — sollte ein Moment das Gebäude dieser stolzen Hoffnungen und Wünsche zertrümmern. Ich sah Ophelien, Gräfin von Bergino; ihre Gestalt, ihr Wesen that meiner Eigenthümlichkeit Anfangs wehe; doch wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens? Gerade dieses verneinende Gefühl verwandelte sich bald in die stärkste, gegenseitige Anziehungskraft. Ich liebte das schöne Mädchen, liebte mit einer trunkenen Schwärmerei, die mich über mich selbst und das Leben völlig hinwegsetzte. Opheliens Seele neigte sich zu der meinigen, wir verstanden uns schnell und gingen von nun an Einen Weg. Mein Oheim entdeckte an meinem veränderten Wesen, an der gänzlichen Theilnahm-

losigkeit für Alles, was nicht meine Liebe berührte, bald die erwachte Leidenschaft; doch er war zu klug, um unnütze oder kränkende Worte zu verlieren. In dieser Zeit erschien an unserm Hofe ein Mann, der sogleich meiner Freunde lebhaftes Interesse erregte; auch ich sah ihn gerne: sein Gesicht, obgleich nicht schön, konnte Theilnahme einflößen, sein Betragen war ungezwungen, seine Haltung die eines weit herumgekommenen Weltmannes. Ich erfuhr aus dem Munde meiner Geliebten, es sey ihr Oheim, doch sehe sie ihn kaum als einen solchen an, da der Graf schon lange in Zwistigkeiten und in höchst gespannten Verhältnissen mit ihrer Familie lebe; ja sie wisse sogar von ihrem seligen Vater, daß er diesen seinen ältesten Bruder nur ein paar Mal in seiner Jugend gesehen und ihn daher fast gar nicht gekannt habe; der Grund dieses Verhältnisses sey ihr immer ein Räthsel geblieben. Ich suchte dieses Räthsel zu lösen und sprach lebhaft den Wunsch aus, Ophelien mit ihrem Oheim wieder zu vereinen, oder eigentlich diesen, ihr fernstehenden, verkannten Mann ihrem Herzen entgegenzuführen; doch bei den geringsten Versuchen der Art widersetzte sich meine Geliebte auf das Heftigste, und als ich dennoch nicht nachließ, erklärte sie mir, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Grafen fühle, ja, daß sogar in seiner Nähe sie

plötzlich ein Bangen, ein unerklärliches Grausen befalle, welches sie in die Länge zu ertragen nicht im Stande wäre. „Haben Sie nicht bemerkt?“ sprach sie eines Tags zu mir; „er sieht einen oft aus zwei ganz verschiedenen Augen an; blaß, kaum gefärbt erscheinen sie manchmal, dann plötzlich verwandeln sie sich und erscheinen dunkel und seltsam.“ Ich lächelte über den Ernst, mit dem sie sprach, ich hielt ihr vor, daß der alte Haß ihrer Familie ihn ihr verzerrt erscheinen lasse, doch sie hörte nicht auf meine Gründe. Es vergingen einige Wochen, da sollte ich noch seltsamere Dinge erfahren. Schon hatte ich hie und da, wo der Graf erschien, über ihn auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weise reden hören; endlich erklärte sich die Stimmung öffentlich gegen ihn; wo er sich zeigte, zog man sich zurück, Jedermann suchte ihn zu vermeiden. Es ging das Gerücht, der Graf habe schon mehrere Höfe, an denen er sich aufgehalten, aus einem besondern Grunde verlassen müssen. Ich hörte diese Reden an, ohne viel auf sie zu geben. Einst geschah es, daß ich an einer Wirthstafel in lustiger Gesellschaft mich neben einem ungarischen Offizier befand, der mich interessirte; der Graf hatte uns gegenüber Platz genommen und saß in seiner stillen Weise, ohne viel Theilnahme zu äußern, da; lange vor dem Ende der Mahlzeit erhob er sich und verließ den

Saal. Jezt lebte erst mein Ungar auf und schien die unbefangene Heiterkeit selbst. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, sagte er: „Konnte ich denn ganz fröhlich seyn, so lange die Gestalt uns da gegenüber saß?“ — „Welche Gestalt?“ fragte ich, „meinen Sie den Grafen Bergino?“ — „Denselben,“ erwiderte mein Nachbar; „kennen Sie ihn?“ — „Freilich,“ war meine Antwort; „er ist ein achtungswerther Mensch.“ — „Mensch! Mensch!“ sagte der Offizier; „es ist noch nicht ausgemacht, zu welcher Gattung von Wesen solche Scheusale gehören.“ — „Mein Herr,“ rief ich zürnend, „wie meinen Sie diese Worte?“ — „Nun ja,“ fuhr er fort, „so wie Sie ihn hier eben sitzen sahen, so sitzt er in demselben Moment hundert Meilen von hier, in Prag in seiner Studierstube.“ Ich blickte meinen Freund verwundert an. „Er ist ein Doppelgänger,“ sagte der Ungar; „bei uns darf er sich seiner Stückchen wegen nicht mehr sehen lassen, die Stadt und das Land sind dem Wichte verboten worden, und das auch von Rechtswegen. Fluch der Hölle über dergleichen Unholde!“

Trotz der lärmenden Tafel, an der wir saßen, fühlte ich bei diesen Worten einen leisen Anflug von Grauen. Jezt wurde es mir deutlich, wie ich schon früher ein Aehnliches empfunden bei des Grafen Anblick, doch stets unbewußt und dunkel.

Ich dachte an Ophelien, an ihre Worte, und nahm mir vor, in die seltsamste Angelegenheit, die mir bis dahin im Leben vorgekommen, Licht und Verständniß zu bringen. Der Graf, der sich stets gütig gegen mich gezeigt, hatte schon einigemal die Aufforderung an mich gerichtet, ihn zu besuchen; jezt beschloß ich, hinzugehen, um, wenn es möglich wäre, den Oheim meiner Geliebten zu einer Erklärung jener finstern Räthsel zu bewegen.

Als ich im Hause des Grafen, das ziemlich abgelegen in der Vorstadt lag, erschien, übernahm es ein alter, grauer Diener, mich zu melden. Meine Phantasie spiegelte mir ein Zimmer voll magischer Instrumente vor, in der Mitte, in weite fließende Gewänder gehüllt, der wunderbare Mann, den ich suchte. Doch statt dessen fand ich den Grafen im einfachen, zierlich eingerichteten Schreibkabinet gerade am Pianoforte sitzend. Er wandte sich um nach mir, grüßte ernst, doch höflich, und gab mir einen Stuhl neben seinem Platze. Das Gespräch kam nach einem gleichgültigen Eingang auf die Musik; er hörte meine Meinnng an und sagte dann: „Die Musik ist Sprache der Geister; wem wieder Antwort wird, der hat diese Sprache ganz verstanden.“ — „Wo suchen Sie diese Geister?“ fragte ich. „In uns selbst,“ erwiderte er; „der Wille, das ist der feste Glaube

an unsere Geistigkeit, ruft sie hervor und vernichtet sie wieder. Wir vermögen Alles durch den Willen; ein tyrannischer Wille, durch unermüdliche Anstrengung, durch Beharrlichkeit und Kraft bis zum Aeußersten erhoben, vermag die Bande der Schöpfung zu lösen und gegen den Thron des Himmels anzustürmen; wie sollte er nicht gebieten über die losen, verweslichen Verknüpfungen der Muskeln und Nerven?“ Als ich diese Worte vernahm, ging ich weiter und eröffnete ihm das Gerücht, welches über ihn im Umlauf sich befand. „Und soll ich es läugnen?“ erwiderte er; „ich gesteh' es, man redet wahr!“ — „Entsetzlich!“ rief ich unwillkührlich; „Sie können also —“ Er sah mich lange und fast lächelnd an — „über mich selbst gebieten?“ sezte er meine Rede fort; „ist Ihnen das so sonderbar?“ Er schwieg wieder, und während der Pause, die jezt herrschte, löste sich von ungefähr der schwere seidene Vorhang am Fenster und rollte nieder; eine dämmernde, bläuliche Nacht umgab uns plötzlich. Der Graf sah mich unverwandt an; ich glaubte zu bemerken, daß die Thüre im Hintergrund sich öffnete und wieder schloß, ich hörte Tritte den Teppich berühren, ohne daß mein Auge Jemanden wahrnahm. In demselben Augenblick vernahm ich ein Geräusch auf der Gasse, und dieses Zeichen des bekannten alltäglichen Lebens

drang jezt freundlich auf mich ein, den Busen befreiend von einer dumpfen Last. Der Graf hatte ein Buch aufgeschlagen und hielt es mir hin: es war des jüngern Theophrastus Paracelsus Werk über den Dualismus. — „Sie lieben, junger Freund,“ hob er nach einer Weile an, „Sie lieben ein junges, reizendes Geschöpf; Ihre Geschäfte, Ihre Stellung erlauben es nicht, so oft in ihrer Nähe zu seyn, als Ihr Herz es wünscht; wie nun aber, wenn dieses Herz, oder, deutlicher gesagt, Ihr Wille sich so mächtig rüstet, daß es ihm möglich wird, mit einem Bilde Ihres Körpers umkleidet, sich in das Gemach zu versetzen, wo die Geliebte weilt? wenn Sie in der duftenden Kühle eines Sommerabends vor sie treten dürfen —“ — „Halten Sie ein!“ rief ich; „gräßlich — fürchterlich! Ein wesenloser Halbschatten, ein Geschöpf, für das ich keinen Namen habe, soll sich der Theuersten nahen, ein gespenstischer Unhold mit dem frischen Leben spielen dürfen? Wahrlich! das erste beste Messer würde in meiner Hand ein Dolch werden, mit dem ich in rasender Wuth erproben wollte, ob die Brust, die sich mir zeigt, Leben lügt oder wirklich ein Herz birgt.“ — Der Graf sah lächelnd vor sich hin. „Wie doch der Eifer und die Jugend Alles mißversteht! Glaubt man auch manchmal ihren romantischen Grillen zu schmeicheln, so stößt man

auf der andern Seite wieder gegen enge Schranken des Geistes und der Erfahrung. Nun meinethalben; das Große, Seltsame und Geheimnißvolle ist überall nicht für die Menge, welche keiner Erhebung und Vergeistigung fähig ist. Der Körper ist immerdar ihr Höchstes; der Körper gibt ihr Gesetze. Junger Freund, Sie hätten da ein so schönes Spielwerk haben können; doch Ihr Sinn zeigt sich verblendet dagegen, und so mag es bleiben." — „Ich verstehe Sie nicht," rief ich; „ein solches Spiel finde ich, wenn es überhaupt möglich ist, weder vereinbar mit unsern höhern Pflichten, noch mit den Gesetzen, die uns der höchste und reinste Geist, unsere geistige Natur berücksichtigend, vorgeschrieben hat." — „Wie Sie es nehmen," erwiderte er, „so scheinen Sie an der Möglichkeit der Erscheinung zu zweifeln. Besinnen Sie sich, daß in dem Buche, welches sich eines göttlichen Ursprungs rühmt, noch eine viel größere Macht dem Glauben zugesprochen wird, wenn er sich zu seinem vollsten Bewußtseyn kräftigt. Glauben und Wille sind in ihrem Wesen gleichartige geistige Potenzen, nur durch ihre Richtungen verschieden. Ist uns nun nicht die Herrschaft über diese Kräfte gegeben? sind wir nicht berufen, sie nach allen ihren Richtungen hin auszubilden? und können die alten Schranken, welche Vorurtheil, beschränkter Sinn und Unwissenheit um schwächliche

Naturen ziehen, den Geist hemmen, der, sich seiner geistigen Volljährigkeit bewußt, in alle Rechte seines Standes tritt? Die alte Welt, von finstern Irrthümern befangen, bewegte sich immer enge in scharfen Gegensätzen; es gab ein Gutes und ein Böses, ein Schwarz und ein Weiß, Höhe und Tiefe; die Wissenschaft heutzutage strebt, diese Gegensätze aufzuheben und auszugleichen; vor ihrem Lichte verschwinden jene trüben Schatten, die die Welt füllten und sie mit ängstlichen Träumen schreckten. Der Mensch erkennt die Allmacht seines Willens, und vor dem erschlossenen Geheimniß seines Busens beugt sich die willenlose knechtische Natur.“ Ich hatte mit höchstem Widerwillen diese Worte angehört, die nur eine kalte, freche Leugnung dessen zu enthalten schienen, was meinem Busen das Höchste und Theuerste war; mein Entschluß war, das Gespräch sogleich abzubrechen, um mich aus der Nähe des Furchtbaren zu entfernen. Als er meine Absicht errieth, sagte er mit einem Lächeln, dessen Ausdruck ich nie vergessen werde: „Warten Sie, ich will Ihnen doch mein wohlgetroffenes Bild zeigen.“ Ich stand stille, und der Graf sank in seinen Stuhl zurück. Ich sah ihn die Hände über sein Gesicht schlagen, seine Arme zitterten heftig, eine tiefe Stille herrschte im Gemach, ich hörte die Schläge der Uhr, die im dritten Zimmer von

uns stand. Nach wenigen Minuten fielen die Arme des Grafen herab und ich erschrack über sein Antlitz, denn es war völlig blutleer, die blassen Augen starr und glanzlos auf mich gerichtet. Er machte eine Miene, um auf die Thüre zu zeigen; in dem Moment öffnete sich diese leise und — o es war fürchterlich! herein schlich und tappte ein Bild — es war der Graf selbst — leise, mit schwankenden Gliedern. Das Entsetzen der Hölle packte mich, ich sah die wandelnde Leiche auf mich zuwanken, sah im erdfahlen Gesicht sich die Muskeln zu einem Lachen verziehen; mit einem Schrei floh ich zurück — Gott! da stand dieselbe Gestalt, eben so lächelnd, und die Spiegel im Gemache vervielfältigten die wandelnden Gespenster; überall, aus allen Ecken traten sie auf mich zu; meine Besinnung drohte, mich zu verlassen.

In ohnmächtiger Wuth stürzte ich auf den Grafen zu, um ihn zu fassen, da schrie es aus der Ecke: „ich, ich bin der Rechte, nur hierher," dann dort: „nein, ich — hierher! —" Dabei tönte ein hohles Gelächter und ein beständiges leises Scharren der Pantoffeln auf dem Teppich. Wie ich mich endlich hinausgefunden, wie ich die Treppe erreicht, ich weiß es nicht mehr; auf meinem Zimmer angelangt, fiel ich sogleich in ein heftiges Fieber, welches mich eine geraume Zeit im Zimmer hielt. Als ich wieder ausging,

hatte der entsetzliche Graf die Stadt und den Hof verlassen müssen, weil er es gewagt, öffentlich in einem Wirthshause sich in doppelter Gestalt zu zeigen und dadurch mehrere Gäste bis auf den Tod erschreckt hatte.

Jahre vergingen nach diesem Vorfall, ich war mit meiner geliebten Ophelie vermählt, und nur jene finstere Erinnerung an den Schatten, der mein Leben berührt, trübte zuweilen den reinen Himmel unseres Glücks; bald gelang es mir auch, diesen zu bannen, und so gab sich meine Seele der schönen Ueberzeugung ganz hin, daß fürder nichts mehr mich an die unglückselige Bekanntschaft mahnen werde. Ich Betrogener! dem leeren Schatten war ich entflohen, um das Entsetzen selbst in meine Arme zu schließen! Bald mußte ich gewahren, daß meine Ophelie mir etwas verberge, daß sie Zusammenkünfte im Geheim mit einem fremden Manne habe. Die Eifersucht verblendete mich; ich drang eines Abends in ihr Gemach, und wen mußte ich an ihrer Seite treffen? jenen fürchterlichen Grafen. Schon früher hatte ich auf Opheliens Arbeitstisch eine Abhandlung gefunden, die aus jenem Buche des Theophrast gezogen war und die sie vor mir verborgen hatte; jezt wurde mir ihre Gemeinschaft mit dem Entsetzlichen klar, mit welchem sie auch durch die Bande des Bluts verbunden war. Mein Schreck,

meine Verzweiflung waren grenzenlos; sogleich bestand ich darauf, daß sie mit mir die Stadt verließ; wir zogen auf ein entferntes Schloß in den Pyrenäen. Dort angelangt, suchte die Falsche den Sturm in meiner Brust zu beschwichtigen, theure Eide schwuren ihre Lippen, daß sie vom Verbrechen ihres Oheims nichts wisse, am wenigsten es theile. Ich Thor glaubte der Lügnerin. Doch kein Monat verging, da gestanden mir eines Tags meine Diener mit Furcht und Zittern, sie haben ihre Gebieterin doppelt gesehen: sie habe zugleich im Bogengang des Gartens gewandelt und in ihrem Kabinette gesessen an ihrem Nähtisch. Ich stürzte zu ihr hin; die Raserei meiner Leidenschaft brach die starrsten Fesseln, in Thränen aufgelöst, ganz Reue und Zerknirschung, gestand die Arme, zu meinen Füßen liegend, die schwarze Schuld; mit Grausen vernahm ich, wie sie ein argloses Herz getäuscht, wie sie, von früher Jugend an mit dem Oheim vereint, von ihm jene Künste der Hölle gelernt und öfters, doch immer im Stillen, ausgeübt. Mein Blut stockte, mit einer Bewegung meines Fusses suchte ich die Niedergesunkene von mir zu entfernen. Sie aber kettete sich an meinen Hals und beschwor mich unter Thränen, sie wieder von der finstern Macht zu erlösen. Wenn ich sähe, sprach sie, daß ihr Gesicht den Ausdruck trüben Nachsinnens annehme, daß ihr Auge plötzlich matt

und glanzlos werde, dann sey es ein sicheres Zeichen, daß ihr Geist auf der Wanderung an irgend einem fernen Ort körperlich erscheine; dann möchte ich mit der ganzen Kraft meines Armes ihren Leib oder ihr Antlitz berühren, damit das Blut wieder ströme und der irrende Geist wieder in seine wahre Hülle zurückkehre. Am sichersten aber werde ich ihren jammervollen, schrecklichen Zustand erkennen, wenn ich das Auge glanzlos, die Wange bleich sähe. — Ich that nun, wie sie es gewünscht; doch welch ein Daseyn begann jezt für mich! Einsam auf einem finstern, verlassenen Schloß, an der Seite eines Wesens, dessen Anblick mich stündlich an die Schauer des Grabes erinnerte, welkte ich dahin und zählte keine frohe Stunde mehr. Eine tiefe Nacht, kalte Resignation bemächtigte sich meiner Seele und drohte mich in ein frühes Grab zu stürzen. Ja, ich war dem Tode nahe, als endlich der ihrige erfolgte. — Laß mich, geliebter Franz, schnell über die Begebnisse jener Zeit wegeilen; genug, ich war erlöst, ich war wieder frei; eilig entfloh ich jenen Mauern, die meine täglichen Martern geschaut, Alles gab ich hin, keine Nachlassenschaft, kein Zeichen aus jener Periode sollte mich mahnen an die Fürchterliche, die ich einst mein genannt. Gott sey gedankt, der Allerbarmer hat sich auch meiner erbarmt; er sandte mir einen reinen Engel des Lichts, der

mich tröstete, rettete. Meine Berenize, kannst Du jezt, da Du mein Elend weißt, mir noch zürnen? Entschuldige dem Wahnsinnigen, den plötzlich die Geister seiner nächtlichen Vergangenheit überfielen und unter Krämpfen des augenblicklichen Entsetzens zu der unnatürlichen That zwangen! Der Strahl des Mondenlichts, der plötzlich auf Dein Antlitz fiel, der zufällig schwächere Glanz des Auges rief mir plötzlich jene Ophelie und ihre Worte in's Gedächtniß, die finstere Macht faßte mich, und willenlos mußte ich ihr zum Spielzeug dienen."

Sophie Bernard, die Tochter eines Pächters aus der Picardie, war das Opfer der Leidenschaft des Marschalls Bienville geworden, als dieser noch im Range eines Unterbefehlshabers der kaiserlichen Truppen in Rouen stand. Den Bitten und Vorstellungen der Familie nachgebend, hatte er sich mit dem Mädchen später heimlich verbunden, und die Frucht dieser Ehe war Marie, ein bildschönes Kind, im gleichen Alter mit Berenizen. Bei den armen bürgerlichen Verwandten erzogen, erhielt sie später in einem kleinen Grenzstädtchen eine Bildung, welche sie geschickt machte, die Stelle einer Gesellschafterin oder des ersten Kammermädchens bei einer Dame von' Stande zu übernehmen. Ein glücklicher Zufall bringt sie nach Paris, und zwar in's Haus einer der

vorzüglichsten Familien, zu der Herzogin von Auxerres, einer entfernten Verwandten Colmars. Hier sah das fünfzehnjährige Mädchen zuerst den jungen Mann, und seine Erscheinung, sowie das Gerücht seiner unglücklichen Ehe machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Colmar mochte sie wohl kaum bemerkt haben, und als er bald darauf Paris verließ, zogen Zeit und Entfernung in Mariens Herzen einen Flor über sein Bild, doch es ganz zu vernichten, waren sie nicht im Stande. Das liebende Mädchen erfuhr theils durch ihre gütige Gebieterin, theils auf anderm Wege den Tod der Gattin Colmars; ihre Phantasie, neu belebt, beschäftigte sich jezt wieder ausschließend mit dem theuren Gegenstande; sie dachte sich die Möglichkeit, dem geliebten Manne einst nahe treten zu dürfen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen; ja sie überredete ihr Herz, daß sie nicht ohne Hoffnung liebe, daß Colmar ihr Zeichen seiner Achtung, seiner Theilnahme gegeben habe. Wer beschreibt daher ihr Entzücken, als der Geliebte nach Verlauf von zwei Jahren plötzlich wieder in Paris erschien. Sie stand hinter den Vorhängen einer Glasthür, als er in's Gemach der Tante eintrat. Was mochte er in Paris zu thun haben? welche Beweggründe riefen ihn hieher? Marie glaubte, ein Blick Colmars habe sie beim Eintritt gesucht und hinter den Falten des Vorhangs

entdeckt. Oeftere geheime Gespräche des Neffen mit der Tante, das Wort Vermählung, Braut machten sie freudig erschrecken. Ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Colmar sie überraschen wolle, sie beschwichtigte immer wieder die Stimme der Vernunft, die ihr zurief, daß ein Mädchen ihres Standes, wenn gleich durch die Güte ihrer Gönnerin der Niedrigkeit entrückt, dennoch nicht Anspruch machen dürfe auf die Hand eines so angesehenen Mannes. Colmar verließ nach wenigen Tagen die Stadt, und so sehr die Verlassene darüber trauerte, daß ihr wiederum nicht Gelegenheit geworden, sich ihm zu nähern, so ward sie doch auf das Freudigste überrascht, als ihr Auge im Prunkgemach der Herzogin ein Bild entdeckte, welches Colmar nachgelassen und das Niemand anders vorstellen konnte, als seine Braut. Leise hob ihr Finger den grünen Flor des Rahmens, und mit einem Schrei des Entzückens erkannte sie ihre Züge. Ihre Gestalt, ihr Antlitz glänzte der Freudetrunkenen im vollen Brautstaat entgegen. Jezt war jeder Zweifel gelöst! sie war geliebt, sie war glücklich! Die Herzogin, welche eben in's Gemach trat, fand das schöne Mädchen vor dem Bilde niedergesunken, in Thränen schwimmend. Als Marie die Eintretende gewahrte, floh sie ihr entgegen, und die erstaunte Dame ließ die leidenschaftliche

Heftigkeit des armen getäuschten Wesens erst völlig sich erschöpfen, ehe sie mit besonnenen, doch freundlichen Worten den Irrthum erklärte. Sie selbst hatte gestaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, die die Braut ihres Neffen mit Marien hatte, sie entschuldigte in ihrem Herzen den Traum der Unglücklichen, welche aufzurichten und auf den wahren Standpunkt ihrer Verhältnisse schonend zurückzuführen, sie sich mit mütterlichem Ernste angelegen seyn ließ. Doch auf Mariens Daseyn hatte dieser Vorfall einen dunkeln, unvertilgbaren Schatten geworfen; sie hatte zu selig geträumt, zu tief empfunden, um jezt bei so harter Enttäuschung nicht eine schneidende Kälte im Busen zu fühlen. Die Aehnlichkeit der Erwählten mit ihr erschien ihr als ein Hohn des Schicksals, je weniger sie Mittel hatte, das Räthsel ihrer Geburt zu lösen. Als bald darauf die Nachricht von Colmars Vermählung einlief, beschloß sie in ihren Gedanken, sich gänzlich abzuwenden von jenem Undankbaren, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Blüthe ihrer Jugend vergiftet hatte. Die Herzogin war Zeugin des Ausbruchs ihres heftigsten Schmerzes gewesen, und war es jezt jener Veränderung, die das lebensfrohe, heitere Mädchen allmählig in eigentlichen Tiefsinn zu versenken drohte. Ihre angelegentlichen Bemühungen suchten sie immer wieder

aufzurichten; es fanden sich zahlreiche Bewerber, welche Mariens Hand durch herzliche Neigung und eine günstige Stellung im Leben zu erkaufen sich geneigt zeigten; doch alle wurden von ihr zurückgewiesen. Fanatische religiöse Ideen, zu denen im Charakter des schwärmerischen Mädchens schon längst der Keim gelegen, fanden jezt in der trüben, verzweifelten Stimmung ihres Gemüths volle Nahrung.

Die Herzogin, welche diese Richtung des Sinnes ihrer Pflegbefohlenen gewahrte, bekämpfte sie nicht, um so weniger, da sie selbst einer devoten Partei angehörte, welche damals in Paris sich immer mehr Geltung zu verschaffen wußte. So geschah es denn, daß nach drei Jahren Mariens Entschluß fest stand, ein Kloster aufzusuchen, um in dessen Mauern sich der Einsamkeit und den strengen Pflichten, die ihre Ansichten ihr auferlegten, zu widmen. Frau von Auxerres bot sich an, sie zu begleiten; es wurde beschlossen, in die Picardie zu reisen, wo eine Verwandte Mariens sich als Vorsteherin eines religiösen Instituts befand.

Auf dem Wege, den die Reisenden machen mußten, berührten sie die Besitzungen, auf welche Colmar mit seiner jungen Gemahlin sich zurückgezogen hatte; Marie wußte dies, und ihr heißes Verlangen war, den Geliebten noch einmal zu sehen,

ehe sie sich auf ewig in die finstern Mauern ihres Klosters begrub. Ein Plan, den Hang zur Schwärmerei und zum Wunderbaren eingegeben, beschäftigte sie jezt Tag und Nacht; Colmar sollte nichts von Allem wissen, sie wollte um ihn seyn, ihn sehen, vielleicht auch mit ihm sprechen, ohne daß er das Mindeste von ihrer Gegenwart ahnete. Dies zu bewerkstelligen, sollte ihr die wunderbare Aehnlichkeit, die sie mit der Gemahlin Colmars hatte, dienen. Die Herzogin, obgleich nicht im Bunde mit den phantastischen Plänen der Schwärmerin, fand doch für gut, ihren krankhaften, leidenden Zustand nicht durch Widerspruch noch zu verschlimmern; sie gab nach und traf im Geheim Anstalten, daß das Wagstück, im Fall es mißlänge, nicht von bösen Folgen für das Mädchen seyn konnte. Im Gasthofe des Städtchens wurden Zimmer auf einige Tage gemiethet, in die sich beide Damen in aller Stille einschlossen.

Wir kehren jezt zu Colmar zurück, den wir, versöhnt mit seiner liebenswürdigen Gattin, verlassen haben. Berenize, erschüttert durch den Jammer, der das Herz des Geliebten getroffen, war bemüht, durch zärtliche Sorgfalt und unbefangene Heiterkeit jene schwarzen Erinnerungen nach und nach gänzlich zu tilgen. Die Gewalt eines schönen Herzens ist mächtig, Colmar genas; der Umgang mit der Trefflichen, die paradiesischen Genüsse

der Natur kräftigten seine Brust und füllten sie neu mit der Frische der Jugend. Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Frieden, da — armer Colmar! rüsteten sich die finstern Mächte von Neuem und gewaltiger, ihr armes Opfer in Empfang zu nehmen. Es nahte der Jahrstag vom Tode Opheliens; ein Tag, der, stets die alten Wunden aufreißend, den Unglücklichen seinen bösen Geistern überlieferte. Eine Schwermuth, so finster wie sie sich nie früher geäußert, erschreckte jezt die arme Gattin und spottete ihrer angestrengten Bemühungen. Der Arzt, mit den frühern Schicksalen des Kranken bekannt, schrieb zum Theil die Ursache seines verschlimmerten Zustands den bösen Einwirkungen des trüben Herbsthimmels, sowie den kalten Stürmen zu, die um diese Zeit zu wehen pflegten. Seine Sorgfalt vereinigte sich mit den Bemühungen der Gattin; beide wachten, da das Uebel zunahm, am Bette Colmars und lauschten mit Entsetzen jenen Ausbrüchen des Zorns und Schreckens, die er ausstieß, da der Fiebertraum ihn wiederum an die Seite jener furchtbaren Ophelie und des gespenstischen Grafen brachte. Endlich schien die finstere Periode überstanden, und langsam erhob sich der Kranke wieder, doch nicht, um die Geselligkeit zu suchen; er zog sich vielmehr zurück von allem Umgang, um sich in seine Gemächer einzuschließen,

wo nur Berenize zu einer bestimmten Stunde des Abends Zutritt hatte. So waren die Umstände, als die Herzogin mit Marien im Städtchen anlangte.

Der Todestag Opheliens war erschienen. Ein dunkler Herbsthimmel hüllte das leuchtende Gestirn des Tages in seine grauen Schatten; die Natur, im Winterschlafe schon begraben, zeigte ein farbloses, melancholisches Antlitz. Es scheint, als sey eine so kalte, trübe Zeit dazu bestimmt, den Menschen zu erschüttern, als träte ihm überall unter dem zerrissenen Teppich des Frühlings das nackte Entsetzen, die starren Formen eines Gerippes entgegen, welches ihn, über die Tiefen des Grabes hinweg, an die Verbindung mit einer fremden, drohenden Welt mahnt. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Colmar an diesem Tage die Nachricht vom Tode des Grafen erhielt, der in Palermo verstorben. Berenize erfuhr nichts hievon; sie hatte auf den Rath des Arztes eine Gesellschaft versammelt, die aus Freunden der Familie in der Nachbarschaft bestand. Man vereinigte sich in einem schönen, mit glänzender Pracht ausgestatteten Salon; es wurde musicirt, gescherzt, der junge Theil der Gesellschaft war mit dem Tanz beschäftigt. Colmar hatte Anfangs an dem Gespräche Theil genommen; doch eine seltsame Aufregung, die in seinem Wesen bemerkbar wurde,

zeigte, daß diese Theilnahme nur erzwungen war. Bald zog er sich auch in seine Zimmer zurück. Drei Stunden mochten nach seinem Verschwinden verflossen seyn, als plötzlich eine große Bewegung in der Menge sich äußerte. Man hatte aus den innern Gemächern einen gräßlichen Angstruf erschallen hören; jezt sah man, daß auch Berenize fehlte. Das Gerücht einer entsetzlichen That, die so eben geschehen, ging von Mund zu Mund; Niemand wagte, von finstern Ahnungen ergriffen, den Gang zu betreten, der in die Zimmer Colmars führte. Eine tiefe Stille lagerte sich auf wenige Minuten über den Salon, der noch so eben von den Tönen des Frohsinns und der Musik widerhallt hatte. Endlich drangen mehrere Männer, an ihrer Spitze der Arzt, in's Kabinet, dessen Thüre nur angelehnt war. Himmel, welch ein entsetzlicher Anblick zeigte sich da! Berenize, die unglückliche Berenize, lag am Boden mit durchbohrter Brust; neben ihr kniete, die Haare wild aufgelöst, eine Gestalt, deren Anblick die eintretenden Männer auf einen Moment erstarren machte — auch sie war Berenize, dieselbe Kleidung, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht! — In einer Ecke des Gemachs lehnte Colmar, das Antlitz in beide Hände gedrückt. Das Licht einer düster brennenden Studirlampe beleuchtete mit ungewissem Schimmer die Gestalten im fürchterlichen Gemach. Während der Arzt

sogleich Vorkehrungen traf, der Verwundeten Hülfe zu schaffen, sah man die hohe Gestalt einer vornehmen Dame, welche sich Platz durch die Menge machte; ein Schrei entriß sich ihrer Brust, als sie das Geschehene bemerkte; zu gleicher Zeit erhob sich jene zweite Berenize und sank ohnmächtig in die Arme der Hinzugetretenen. Es war die Herzogin von Auxerres, die jezt zu der traurigen Pflicht sich berufen fühlte, das finstere Räthsel der entsetzlichen That zu lösen. — Wir lassen den Schleier vor das trübe Gemälde fallen und wagen es weder, den Schmerz der Familie des Marschalls, noch die Vorwürfe zu schildern, die die Herzogin sich machte, in jenen Plan Mariens gewilligt zu haben. Das Entsetzliche war geschehen, die finstern Mächte hatten ihr Opfer dahingenommen. Berenize starb bald an den Folgen der Verwundung und Colmar verfiel in einen Wahnsinn, der unheilbar blieb.

Der fliehende Holländer.

Eine Schiffersage.

Zur Zeit, als die niederländischen Städte sich in ihrem größten Reichthum, Glanze und Ansehen befanden, wie es noch zu schauen ist auf den Gemälden der alten Meister, die uns das fröhliche Gewimmel auf den Hafenplätzen, die Anzahl buntbewimpelter Schiffe, das freundliche Ansehen der Thürme und Palläste mit lebendigen Farben vor Augen stellen, lebte in der Stadt Antwerpen ein Mann, der sich unermeßliche Reichthümer erworben hatte. Er war bekannt unter dem Namen des Kapitäns Holofernes, und wenn es gleich nicht seine Weise war, sich viel der Menge zu zeigen, so wußte doch im Umkreis der ganzen Stadt Antwerpen jedes Kind, welches nur einmal den Kapitän gesehen hatte, von ihm zu erzählen. Sein Aeußeres war das eines langen, hagern Mannes, im Antlitz trug er, wie es bei Seeleuten gewöhnlich, jene kalte, unerschütterliche Ruhe, einen schroffen, fast wilden Ernst, der durch keinen sanften Zug gemildert wurde; die Farbe seines Gesichtes glich dem gelblichen Gestein, das lange in wettertrotzendem Mauerwerk

von den Wellen bespült worden. Er selbst ging nicht mehr auf Reisen aus, und wie man sagte, hielt er sich seit seiner lezten Seereise, auf der ihm etwas höchst Seltsames sollte begegnet seyn, geflissentlich vom Wasser entfernt; desto öfter stachen seine Geschäftsleute in See, und oft war die Hafenstätte angefüllt mit Schiffen, die auf Gebot des Kapitäns kamen und gingen und ihm immer neue Reichthümer aus fernen Zonen mitbrachten. Daher wünschten sich Viele kein besseres Glück, als unter dem Kapitän zu dienen, weil sie dann gewissermaßen sicher waren, daß Wind und Wellen ihnen kein Unheil brachten; andere Schiffer jedoch, die ein frommes, gottergebenes Gemüth in ihrem wilden Geschäfte bewahrt hatten, sprachen anders: sie wollten mit dem finstern Manne nichts zu thun haben, sie schrieben sein Glück nicht seiner Klugheit und seinem Muth zu, Eigenschaften, die auch ein christlicher Schiffer haben müsse, sondern eiteln Künsten des Bösen, der ihm zeitliches Gedeihen gebe, um ihn dereinst ewiglich zu verderben. Dieser Glaube tröstete sie dann, wenn sie vernahmen, daß ihr Eigenthum an fernen Küsten verunglückt sey, daß die Rippen ihrer Schiffe an Klippen und Untiefen geborsten, indeß jene des Kapitäns immer mit neuem Gut beladen in den Hafen von Antwerpen einliefen. So geschah es denn, daß die Reichthümer und Schätze des

reichen Seemanns sich dergestalt mehrten, daß seine Vaterstadt ihm endlich den Antrag machte, an dem Bau eines neuen Gotteshauses, welches an Pracht und Herrlichkeit alle frühern übertreffen sollte, und das die reichen Bürger von Antwerpen zur Ehre der Stadt und ihres Namens aufführen wollten, thätig Antheil zu nehmen. Der Kapitän, der aus mancherlei Gründen ein solches Begehren nicht zurückweisen konnte, gab den Männern, die an ihn abgeschickt wurden, zur Antwort, daß er bereits schon ein ähnliches Gelübde bei sich gethan, welches er jezt in's Werk richten wolle; er biete sich nämlich an, zum Nutzen und Besten der Stadt, statt des Beitrags für den Bau eines Münsters, lediglich aus seiner Kasse allein eine solche Summe herzugeben, daß mit ihr ein weitläufiges, schönes Haus gebaut werden könne, zur Beherbergung und Verpflegung zu Grunde gerichteter Schiffer und ihrer Familien, welches Werk gewißlich eben so verdienstlich in den Augen des Himmels sey, als der Bau eines Hauses, wo sich täglich eine Stunde müßige Leute zusammenfänden, um entweder Stadtneuigkeiten zu berichten, oder fremden Putz zu sehen, sowie den ihrigen zu zeigen. Mit dieser nicht sehr ehrerbietigen und frommen Rede mußten sich die Abgesandten begnügen und abziehen, wenigstens durch den Gedanken befriedigt, daß jenes neue Gebäude, wenn es zu Stande

käme, durch den Reichthum seines Erbauers der Stadt ebenfalls zu keiner geringen Zierde dienen werde. Sie hatten sich auch, was diesen Umstand betraf, keineswegs geirrt. Zu gleicher Zeit, als die Bauleute den Grundstein zu der neuen Kirche legten, die nach dem Plan eines trefflichen Meisters ein außerordentlich köstliches Werk werden sollte, legten auch die Arbeiter die ersten behauenen Steine des Holofernesbaues nahe dabei in den Grund, so daß das Gebäude, wenn es dereinst fertig stand, gerade am Eingang der Rhede sich erhob, von wo aus es einen herrlichen Anblick den ansegelnden Schiffen gewähren mußte, sowie wiederum aus den Fenstern des Baues sich eine reizende und weite Aussicht auf den Hafen, das Meer und den Reichthum der ganzen prachtvollen Stadt Antwerpen eröffnen mußte.

Holofernes selbst zeigte sich öfters auf dem Bauplatz und man sah seine dürre, lange Gestalt mit ächt seemännischer Geübtheit und Sicherheit auf dünnen Balken durch die Lüfte dahinschreiten. Ein übler Umstand war jedoch der, daß bei Legung der ersten Steine es gänzlich unterblieben war, die übliche Haustaufe vorzunehmen, damit das werdende Haus wie ein Mensch aufwachse in der Furcht des Herrn; ja, als sich der kleine Benediktiner aus dem nahen Kloster angeboten, die Formel zu sprechen, hatte ihn der Kapitän

mit der Antwort fortgewiesen: „Geh deiner Wege, Mönchlein, und taufe deine eignen Kinder; dieser Bau aber ist mein Kindlein, und ich selbst will ihm das erste Süppchen auf den Kopf gießen;“ darauf hatte er mit der hohlen Hand Wasser geschöpft und es über die Steine ausgegossen.

Als der Bischof von Lüttich mit einer großen Anzahl Fremder, die damals die Stadt Antwerpen besuchten, den Grund der neuen Kirche in Augenschein nahm, trat er auch an den Holofernesbau, und von jenen Umständen in Kenntniß gesezt, soll er den Kopf geschüttelt und leise zu seiner nächsten Umgebung gesagt haben: „er zweifle, ob dieses ein verdienstliches Werk sey, denn es gelte das Sprichwort: wo der Herr sein Haus habe, da baue der Teufel eine Kapelle daneben.“ Holofernes kümmerte sich um dieses Gerede gar wenig, sein Haus stieg lustig in die Höhe, und als man bei dem Münster erst zu den Fenstern gelangt war, stand es schon fertig unter Dach, ein schönes, stolzes Gebäude, dessen zierlicher, schlanker Giebel mit dem saubern, künstlichen Bildwerk sich in den Wellen des Hafens spiegelte, zur Bewunderung und Freude der fremden Seefahrer, die ohne Aufhör die Klugheit, Milde und Menschenfreundlichkeit, sowie den Geschmack des reichen Erbauers priesen.

Als man an die Vertheilung der Gemächer ging, wollten sich wiederum die Männer der

Stadt thätig zeigen, und schlugen vor allen Dingen eine Menge hülfsbedürftiger, kranker Leute vor, die man aus den überfüllten Krankenhäusern der Stadt hinüberschaffen sollte; doch Holofernes sagte auch hier in seiner kurzen, spöttischen Weise, indem sich sein schwarzer, strüppiger Bart um Kinn und Wange beim Lächeln verzog: „Bleibt mir nur mit euerm dürftigen Gesindel vom Leibe, das auf dem Felde im Stich der Sonne verkümmert ist, und das nur immerhin auf der elenden Scholle vergehen mag, an der es die Zeit seines Lebens über geklebt hat; mein Haus steht da für Seeleute, für kecke, muntere Bursche, die das rische Element als seine verzärtelten Kinder immerdar in luftigen Wiegen geschaukelt hat, die kein anderes Gebot kennen, als das ihres Kapitäns, und keine Lust, als die flüchtige, von Wellen und Wind ihnen gegönnte.“ Nach diesem Ausspruch ging er jezt daran, den Platz zu vertheilen, und es fanden sich nun eine Menge Leute, theils wirklich bedürftige alte Schiffer, theils aber auch lockere, umtreibende Gesellen, denen das Meer stets als sichere Freistätte gedient hatte, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entfliehen. Eine Anzahl Gemächer, und zwar die stattlichsten, behielt sich der Kapitän vor, wo er denn fremde reiche Leute, die ihn besuchten, auf das Trefflichste bewirthete. Die mächtigen Speicher wurden zu Waarenlagern

bestimmt, sowie zu Vorräthen für Verpflegung und Kost der Bedürftigen.

So löblich sich diese Einrichtungen auch Anfangs auswiesen, so fand sich doch bald hie und da ein Umstand dabei, der zeigte, daß der Zweck des Erbauers kein durchaus frommer und verdienstlicher war. Das Erste war schon gleich, daß die Gemächer, die, wie Holofernes vorgab, dazu bestimmt waren, daselbst Zusammenkünfte und Unterredungen über Schifffahrt, Handel, so wie Kunde fremder Länder zu halten, von Leuten angefüllt wurden, die in rohen Gelagen ihre Lust fanden und tief in die Nacht hinein jubelten und lärmten, wenn schon längst im Umkreis der frommen Stadt sich die Bürger zur Ruhe begeben hatten.

Zur Zeit, als dieses sich begab, lebte nicht weit von Antwerpen ein junger Mann, Adrian van Roos, der in höchst dürftigen Umständen sich befand und dabei eine alte Mutter und fünf unerwachsene Geschwister zu ernähren hatte. Er war früher in Seediensten gewesen und suchte diese von Neuem, obgleich sein Mißgeschick ihn lange in der Irre herumgetrieben, ohne ihn eine vortheilhafte Anstellung finden zu lassen. So kam er denn einmal nach manchem Ausflug wieder zurück in die Vaterstadt und wandelte bei eben anbrechender Nacht auf der Rhede umher, mit bekümmerter

Seele und fast trostlosem Gemüth. Der Platz, den Anfangs noch ein unruhiges Leben erfüllt hatte, lag jezt in tiefer Stille, der Nachtwind, mit stärkerem Fittig dahinziehend, spielte mit den Flaggen und Wimpeln der Schiffe, schüttelte das Tauwerk und kräuselte die finstern Wellen, die, von weitem kommend, mit eintönigem Geräusche an die Seitenwände der ruhenden Kolosse schlugen, deren Mastenwald hinauf in die dunkelnde Bläue ragte.

Adrian heftete seinen Blick auf die Stadt und sein Auge traf jene Fenster, welche von dem späten Kerzenlicht, bei dem die lustigen Brüder schwärmten, hell erglänzten; er wußte nicht, wem der neue Bau gehörte, so lange war er von seinem Geburtslande abwesend gewesen. Er sah sich um, ob Niemand da sey, der ihm darüber Auskunft geben könnte, und gewahrte einen Mann, der dicht neben ihm stand, ohne daß er nur das Mindeste von dessen Annäherung vernommen. Adrian blickte ihn an und jener erwiderte den Gruß, indem er leise an dem großen, breiten, niederhängenden Hut zog, der sein ganzes Gesicht beschattete. „Wenn Ihr ein Bewohner dieser Stadt seyd,“ hob der Jüngling die Rede an, „so habt die Güte, mir zu sagen, wer in jenem neuen Hause wohnt.“ — „Ich will noch mehr thun,“ entgegnete der Fremde mit einer tiefen,

rauhen Stimme, „ich will Euch an den Besitzer jenes Hauses empfehlen, als an denjenigen, dessen Hülfe Ihr eben jezt eifrig sucht.“ Der Jüngling sah seinen Nebenmann befremdet an. „Wie wißt Ihr, daß ich irgend einer Hülfe bedürftig bin?“ — „Laßt das gut seyn,“ war die Antwort, „es sey Euch genug, daß ich da bin, um Euch einen Dienst zu leisten. Es ist gerade eine Unternehmung im Werke, wo man Eure Hülfe nicht ausschlagen wird. Geht in das Haus dort; das Zimmer, wo die lustigen Gesellen bei Wein und Karte beisammen sind, laßt rechts liegen und steigt eine kleine Treppe hinauf am Ende des Ganges, da kommt Ihr in ein Gemach, darin sitzen zwei Männer; derjenige, der Euch entgegenkommen wird mit der Frage: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ mit dem schließt Euer Geschäft ab, denn er ist's, der Euch helfen kann; zum Ueberfluß könnt Ihr auch noch sagen, daß Euch der Kapitän Clamfort hingewiesen hat.“ Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als der wunderbare Mann, nachdem er jenen kurzen Gruß wiederholt hatte, auch wieder verschwunden war, ohne daß Adrian recht begriff, wohin und auf welche Weise. Nur das Tauwerk eines mächtigen Schiffes neben ihm klapperte heftiger im Nachtwind, und es kam ihm vor, als kletterte ein schwarzes, unkenntliches Wesen mit Schnelligkeit den schwankenden Mastbaum

hinan. Den Jüngling überlief ein unbehagliches Gefühl; er sah sich wieder einsam auf dem Platze und wußte nicht, ob er dem Rath des Unbekannten folgen solle oder nicht; endlich entschloß er sich zu dem Erstern, indem er mit Anstrengung die beunruhigenden und finstern Betrachtungen niederkämpfte.

Alle Umstände, bis auf die geringsten, fanden sich gerade so vor, wie sie der Fremde beschrieben; Adrian stieg die Wendeltreppe hinauf, und als er die Thür eines kleinen Gemaches öffnete, befiel ihn ein Grausen, denn vor ihm stand ein langer dürrer Mann, der ihm die Worte zurief: „Nun, Berth, wie geht der Wind?“ An einem Tisch saß ein zweiter, dessen Kleidung und Aeußeres einen Mann aus höherm Stande bezeichneten. Als der Kapitän merkte, daß er seine Frage an den Unrechten gerichtet, zog er ein finsteres Gesicht und rief barsch: „Wer seyd Ihr — was wollt Ihr hier?“ Der Jüngling antwortete mit fester Stimme: „Ihr habt eben eine große Unternehmung vor, dazu braucht Ihr die Hülfe eines Menschen, der Euch noch fehlt — nehmt mich dazu.“ Jener wich einen Schritt zurück, indem er rief: „Wie wißt Ihr von dem, was wir so eben in tiefem Geheimniß miteinander besprachen?“ — „Gleichviel,“ sagte Adrian, „ich weiß es, und damit gut.“ — „Ich habe einen tüchtigen

Steuermann nöthig," rief Holofernes. „Dazu kann ich dienen," frohlockte der Jüngling; „bis jezt habe ich keinem andern Geschäft vorgestanden und stelle darin, ohne mich zu rühmen, meinen Mann." Der Kapitän sah dem Jüngling in's offene, jugendlichschöne Antlitz; die kecken Worte, noch mehr das Zuversichtliche und Seltsame, das in seinem Wesen lag, nahm ihn für den kräftigen Burschen ein und er rief: „Nun wohl, bringt mir Eure Papiere, und der Handel soll abgeschlossen seyn — damit Ihr seht, gestrenger Herr," wandte er sich zu seinem Nachbar am Tische, „wie ich den Befehlen Eurer Herrschaft auf's Geschwindeste nachkomme." Der Mann, welcher bis jezt einen stummen und, wie es schien, verwunderten Zeugen des ganzen Auftritts abgegeben, erhob sich jezt und rief, mitten in der Stube stehend: „Nun wohlan! Ihr seht selbst, Herr Kapitän, wie sich Alles zu Eurem Willen fügt; laßt denn unsere Sache abgemacht seyn: Ihr übernehmt selbst die reiche, kostbare Ladung, und die Schatzkammer wird es an einem tüchtigen Zuschuß nicht fehlen lassen; jezt aber kommt und laßt uns unten einen tüchtigen Humpen leeren auf Abschluß der langen Verhandlung. Ihr, Meister Steuermann, mögt nur auch mitkommen."

Die drei Männer stiegen jezt hinunter und mischten sich im großen Versammlungssaale unter

die Gruppen der fremden und einheimischen Schiffer, sowie einiger jungen Leute aus der Stadt. Es wurde gespielt, theils mit Würfeln, theils mit der Karte; ein großer Theil saß aber um einen weitgereisten fremden Schiffsherrn herum, der von seinen Abentheuern und Schicksalen erzählte. Adrian suchte ein stilles Plätzchen, wo der Lärm ihn nicht von der Betrachtung über sich und das wunderbare Ereigniß der lezten Viertelstunde abhielt. Er wußte nun, daß er es mit dem berüchtigten Kapitän Holofernes zu thun hatte, und so vortheilhaft ihm diese Verbindung, von einer Seite betrachtet, schien, so drängte ihn auf der andern sein Gewissen; besonders fiel es ihm jezt ein, über die Erscheinung des Mannes auf dem Hafenplatz zu grübeln, sowie über die wunderbare Art, wie jener ihm alle Umstände, wie sie sich nachher wirklich begaben, vorhergesagt. Troz dieser Zweifel war er jedoch herzlich froh, ein so gutes Geschäft gefunden zu haben, und beschloß zulezt, die Gunst des Glückes zu erfassen, ohne durch zu weit gehende Besorglichkeit und Furcht sich ihrer unwerth zu machen. Er erhob sich und trat jezt auch in den Kreis, der um den Erzähler sich geschlossen hatte. Der fremde Schiffer war eben mit dem Bericht eines Abentheuers fertig geworden, und die Zuhörer wechselten ihre verschiedenen Meinungen über das

Erzählte. Jezt erhob sich einer unter ihnen und und nahm das Wort. Er war klein von Wuchs, den feinen Zügen seines Gesichts sah man erst, wenn man sie näher in's Auge faßte, das hohe Alter an; sie hatten etwas Friedliches, Stilles, und ganz verschieden von den andern rohen, derben Physiognomien, blickten aus der seinigen die Spuren von Kränklichkeit und Leid. „Verehrte Kameraden,“ sagte er, „was böse und gute Schicksale auf der See betrifft, da kann ich wohl auch ein Wörtlein mitsprechen; denn so wie ihr mich hier seht, bin ich nun schon sechzig Jahre im Dienste auf dem Schiffe. Sturm und Ungewitter, Sonnenbrand und Frühlingssäuseln sind über mein Haupt dahingegangen, dreimal hat der Blitz den Mast zerschellt, an dem ich hing, sechs Schiffe sind unter mir geborsten, auf Tonne und Brett bin ich dahingeschwommen; Hungersnoth und Pest habe ich am Bord gesehen, und die krummen Säbel der Ungläubigen haben zu meinen Füßen gemordet; der große Gott hat mir immer das Leben geschenkt; er hat mich geführt, der Erde uraltes Antlitz zu schauen, dahin, wo noch keine Menschenhand es verstümmelt; ungeheure Wälder, die die Seele mit Grauen und Anbetung erfüllen, rauschten über meinem Haupte zusammen; unter meinem bebenden Fuße klang der Fall heiliger, wunderbarer Ströme, deren Bild nicht

im Traume unserm Sinne beikommt. Nun aber weiß ich aus meinem ganzen Leben keinen Anblick und kein Ereigniß zu erzählen, dessen Gedächtniß noch jezt meine ganze Seele mit so eiskaltem Schauder, mit so tiefem Entsetzen erfüllt, als ein Abentheuer, welches ich auf einer Fahrt im Nordmeere erlebte.“

„Erzählt, Vater Martin,“ riefen mehrere junge Bursche und rückten näher; auch vom Spieltisch standen einige Leute auf und gesellten sich zu dem Kreis. „Hat einer von euch,“ sagte Martin, „wohl etwas gehört vom fliehenden Holländer?“ — „Freilich,“ entgegneten zwei alte Schiffer und bekreuzten ihre Brust; „das ist ja das alte Gespenst, welches tausend Jahre schon herumfährt auf allen Meeren; wir nennen ihn auch den magern Kapitän, weil an dem ganzen Kerl nicht viel mehr seyn soll, als ein nackter Schädel und ein Paar dünne Arme und Beine. Wer aber hat ihn gesehen?“

„Ich,“ rief Martin, „ich habe den fliehenden Holländer erschaut, liebe Kameraden; doch nicht sowohl ihn, als sein Schiff. Es ist keine Fabel, kein Mährchen, und ich würde von jener gräßlichen Nacht, die mein Haar plötzlich grau färbte, gar nicht zu sprechen wagen, wären wir nicht auf festem Boden und sonder aller Gefahr. So erfahrt denn, daß ich vor ungefähr zwanzig

Jahren eine Fahrt machte von den schetländischen Inseln aus unter einem Kapitän, der ein Irländer und der gottloseste Mensch war, den ich jemals kennen gelernt; er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen, und hatte schon Schandthaten ausgeübt, vor denen eine christliche Seele im Innersten schaudert. Mit einem solchen Menschen unter einem Dache zu seyn, ist schon ein bös Ding, nun aber in einem und demselben Schiffsraume eingeschlossen, auf wildem, finsterem Meer, von aller menschlichen Hülfe weit, weit entfernt, mitten unter Larven und Ungeheuern mit ihm dahinfahren, das, Freunde, ist doch noch übler. Es ist jedem Schiffer bekannt, daß am Tage des heiligen Blasius keiner eine Fahrt unternehmen soll, wir aber lichteten die Anker gerade, als das Meßglöcklein läutete und die Processionen ihren Anfang nahmen; an ein frommes Gebet, an Altar und Betstunde war nicht zu denken, dagegen waren Flüche und lose Lieder ein angenehmer Zeitvertreib bei der wilden, jungen Mannschaft. Anfangs ging die Fahrt noch leidlich, als wir aber auf die Höhe des offenen Meeres kamen, da drangen fürchterliche Stürme uns nach. Nun sagt man, daß in der ersten Nacht des gänzlich verfinsterten Mondes die See von Gespenstern wimmle, die in der Finsterniß, in der Oede ihr Wesen treiben. Wir sahen auch

seltsame weiße Scheine dahin huschen über die Wellen, ohne daß wir wußten, woher sie kamen, noch wohin sie verschwanden. In einer Nacht, wo es toller als jemals auf dem Schiffe herging — die See lag im trüben Nebel schwarz und dunkel da — waren wir alle auf dem Verdeck versammelt, und so wie jezt, sprach einer von uns vom fliehenden Holländer. Der Kapitän hörte aufmerksam zu, dann erhob er sich und in seinem trunkenen Muthe, wie er war, rief er in die See hinaus, das Gespenst solle erscheinen, er fordere es zum Kampfe heraus. Die Gesellen lachten, mir aber war nicht erbaulich zu Muth. Wie das Geschrei und Rufen eben am ärgsten war, da — ach, lieben Freunde, mir schaudert noch — da wurde es auf einmal todtenstill um uns her, alle sahen sich betroffen an, keiner wußte, was es bedeute; endlich blieb allen der Blick wie erstarrt rückwärts gerichtet: da zog durch die Flut, leise, ohne das mindeste Geräusch, ein großes, ein ungeheures Schiff auf uns zu, das — ein fürchterlicher Anblick — von unten bis oben zur Spitze des großen Mastes ganz weiß durch die Nacht schimmerte. Kein Laut regte sich, indeß das Todtenschiff immer näher kam. Endlich fiel die ganze Mannschaft auf die Knie und rief mit ungeheurem Geschrei die Hülfe Gottes und der Heiligen an. Was geschah? ein fürchterlicher Stoß erschütterte

unser Schiff, wir stürzten nieder, und als wir wieder aufblickten, war das Gespenst verschwunden, der Kapitän aber mit, und nie haben wir wieder etwas von ihm erfahren.“

„Wohlverdiente Strafe,“ rief der alte Schiffer, welcher früher seine Begebenheiten erzählt hatte. „Und das war das ganze Abentheuer, welches Ihr bestanden?“ fragte ein junger Mann; „ich dachte, Ihr wäret mit den wunderbaren Leuten auf jenem Schiffe handgemein geworden.“ — „Dafür hätte ich gedankt,“ erwiderte Martin; „ich will nicht wissen, was es für Gesellen waren, die auf dem Schiffe saßen.“ — „Man sagt,“ nahm ein anderer Zuhörer das Wort, „daß der magere Kapitän manchmal Böte aussetze, in denen sich Leute befinden von ganz sonderbarem Ansehen und wunderlicher Tracht, und diese sollen dann allerlei Briefe abgeben wollen, an Personen gerichtet, die vor undenklichen Jahren schon gestorben sind.“ — „Das kann seyn,“ rief Martin; „ich erzähle nur, was ich mit eigenen Augen gesehen.“

Eine Stille trat ein, dann sagte ein junger Matrose: „Mein Großvater hat mir auch von dem Gespenst erzählt, der aber meinte, es sey dahinter Niemand anders verborgen, als der, vor dem Gott unsre Seelen bewahre; auf dem Zauberschiffe seyen jedoch alle Unglücklichen versammelt, die sich ihm ergeben haben und die er nun

viele Jahrhunderte lang mit sich herumführe, um sie dann, wenn ihre Zahl voll sey, allesammt in die ewige Verdammniß zu stoßen. Der alte Mann sagte noch ferner, daß der Böse nur den Schiffen erscheine, deren Kapitän oder Steuermann mit ihm einen Pakt geschlossen; dann segle oft mehrere Nächte lang das todte Schiff dem andern nach; gleichwohl könne der Kapitän sich und die Mannschaft aus den Klauen des Feindes retten, wenn er nur streng darauf halte, daß, während das Gespenst hinterher ist, kein Fluch, auch nicht der leiseste, ausgestoßen werde auf dem ganzen Schiffe; so wie aber dergleichen geschieht, sind Schiff und Mann verloren und in der Gewalt des Bösen auf immerdar." — „Sehr wunderbar!" rief Martin, „dieser Umstand ist mir doch noch nicht bekannt gewesen, allein es mag damit wohl seine Richtigkeit haben." Der alte Schiffer nahm wieder das Wort und sagte: „Andre erzählen, der fliehende Holländer sey bei seinen Lebzeiten ein Schiffshauptmann gewesen und habe vor langen Jahren sein Wesen getrieben auf dem Meere. Unter allen Gräuelthaten, die er begangen, ist aber eine so unerhörte Frevelthat, daß er zur Abbüßung derselben nun bis an den jüngsten Tag in der Irre fahren muß." — „Und was ist dies für eine That?" fragten Martin und noch einige Andere. „Er soll," entgegnete der Erzähler, „zur

Zeit eines ungeheuren Sturmes und da ihn kein Mittel mehr vom Tode hatte retten wollen, die heilige Hostie genommen und in's Meer geschleudert haben."

Diese Worte sezten alle Zuhörer in Erstaunen und Entsetzen, nur der Kapitän Holofernes beantwortete sie mit einem spöttischen Gelächter. „Wie mögt Ihr doch, Freunde," rief er, „solche Thoren seyn und an dergleichen Mährchen mit festem Glauben halten!" — „Keine Mährchen!" rief der alte Martin, „nur der Gottlose kann über solche Dinge spotten." Er sprach dieses mit einer ernsten, tiefen Stimme, indem er einen strafenden Blick auf den Kapitän warf. „Ich sage Euch aber," rief dieser, „Ihr mögt mich nun für gottlos halten, oder nicht, es sind leere, taube Mährchen, erfunden, um Kinder und schwache Greise zu schrecken; kein muthiger Schiffsmann, der sein Geschäft versteht, wird sich um derlei bekümmern. Hab' ich denn nicht auch weite Reisen gemacht, und doch weiß ich kein Wörtlein von all dem Spuk." — „Wißt Ihr auch jezt nichts, so könntet Ihr doch einmal später etwas der Art erleben; nehmt Euch in Acht!" rief Martin, „denkt an mich und diese Stunde! Ihr meint meiner zu spotten und glaubt, daß ich nicht weiß, wie es um Euch steht; doch seyd nur ruhig, Kamerad; folget meinem Rath und sucht die See nicht auf;

hier auf festem Boden hat er keine Macht über Euch!“ — „Unerhörte Frechheit!“ rief der Kapitän, „was wollt Ihr mit diesen verrückten Reden sagen, Alter? seyd Ihr kindisch geworden, oder soll man Euch in's Tollhaus sperren?“ — „In's Tollhaus?“ wiederholte der Alte mit einer leisen, aber furchtbaren Stimme; „warum nicht? mit einem guten Gewissen schläft sich's überall wohl; wer aber, wie Ihr, Gäste bekommt, die durch keine Thür und durch keine Gitterstäbe abzuhalten sind, der ist nie vor unangenehmem Zuspruch sicher.“ Die Männer traten herbei, um den Streit, der sich jezt auf eine ernste Weise entspinnen zu wollen schien, durch ihre Vermittlung zu hemmen. Es gelang ihnen auch nach einiger Mühe, den alten Martin zum Schweigen zu bringen, und so löste sich die ganze Versammlung auf, indem Jeder bemerkte, daß es schon spät und Zeit sey, die Ruhe zu suchen.

Die Anstalten zu der Reise wurden jezt getroffen; es sollte hoch hinauf nach Island gehen, und obgleich mancherlei Umstande eintraten, die da zeigten, daß die Fahrt um diese Jahreszeit nicht ohne große Gefahr seyn würde, so blieb der Kapitän doch fest bei seinem gegebenen Wort und verlachte den guten Rath und die Bedenklichkeiten, welche seine Freunde ihm wiederholt äußerten. Nicht so dachte der junge Adrian, ihn gereute

im Herzen der ganze Handel, den er leichtsinnig eingegangen, und hätte ihn nicht sein eigner frommer Sinn vom Kapitän fern gehalten, so wären, dieses zu thun, die vielen abenteuerlichen und seltsamen Gerüchte im Stande gewesen, welche über diesen furchtbaren Menschen ihm zu Ohren kamen. Lebendig stand ihm das lezte Gespräch in der Schenke vor der Seele, und er sah nun ein, wie Martins Rath der beste sey, nämlich sich von der ganzen Unternehmung loszusagen. Doch diesen Entschluß zu fassen, war das bekümmerte Gemüth des Jünglings nicht fähig; erstlich schien es ihm im höchsten Grade widerrechtlich, dem Kapitän sein Wort zu brechen, zumal da er von diesem schon eine bedeutende Summe in Händen hatte, und dann war noch ein Grund da, den er kaum sich selbst gestehen mochte, wenn er in Stunden der Einsamkeit durch die Straßen von Antwerpen wanderte und ihn der Geist trieb, beim Hause des Kapitäns stille zu stehen, um hinaufzusehen in das erleuchtete Fensterlein, wo die schöne Margarethe wohnte. Der strenge, finstere Mann hatte sich nach langem Bitten bewegen lassen, das zarte Mädchen mit einer alten Muhme in's Haus zu nehmen, und jezt war es beschlossen, daß beide Frauen die Reise mitmachen sollten, um im nördlichen Norwegen, wo einige Verwandte lebten, abgesezt zu werden.

Diesen Umstand hatte Adrian erfahren, und nun schien es ihm angemessen, ja sogar nothwendig, das junge, schöne unerfahrene und zaghafte Mädchen zu begleiten, ihr seinen Schutz zu gewähren, wenn sie dessen, wie es vorauszusehen war, in der Mitte von rohen, schonungslosen Matrosen, oder selbst an der Seite ihres finstern, verdächtigen Beschützers bedurfte. Margarethens einziger Trost war diese Zusage Adrians, und wie ein drohendes Mißgeschick oft wieder zwei entfremdete Seelen zusammenzuführen im Stande ist, so schließt es um so fester das Band der Zuneigung und Zärtlichkeit zwischen Geliebten. Diese Gedanken beschäftigten die Seele des Jünglings, als er eines Morgens aus der Messe heimkehrte; Ruhe und seliger Friede hatten in seinem Gemüth alle trüben Bekümmernisse beschwichtigt, und indem er sich im Gebet den Fügungen des Himmels völlig unterworfen, dachte er mit freudigem Sinn an die Reise und die Aussicht, mit dem geliebten Mädchen unausgesezt zusammen zu seyn. Als er am Hause des Kapitäns vorüber gehen wollte, stand dieser plötzlich vor ihm und maß ihn mit finstern Blicken. „Was ich von Euch erwartet,“ hub er nach einer Weile an, „hat sich nicht erfüllt; es ist besser, mein Freund, daß wir wieder von einander scheiden.“ — „Was wollt Ihr damit sagen!“ rief Adrian erstaunt; „hab' ich

etwas gegen Euer Geheiß gethan?“ — „Das habt Ihr!“ war die Antwort; „wo seyd Ihr jezt gewesen? Anstatt beim Schiffe zu seyn, lauft Ihr in's Bethaus zu den alten Weibern, um die Zeit zu tödten! Laßt mich das nicht wieder sehen, wenn wir Freunde bleiben sollen.“ Der Jüngling erröthete vor Zorn; mit unwilliger Stimme rief er: „Herr Kapitän, Ihr werdet selbst wissen, daß Eure Macht nicht so weit geht, mir das Gotteshaus zu verschließen!“ — „Wie?“ schrie der finstere Mann drohend, „noch Vorwürfe! Wohlan, wir sind geschiedene Leute, in einer Stunde sollt Ihr Eure Papiere wieder haben; andächt'ge Memmen dulde ich nicht auf meinem Schiffe! geht!“ Er machte Miene, dem Jüngling den Rücken zu wenden, aber diesem fiel zum Glück der Name des Mannes ein, der ihn an Holofernes gewiesen. „Ich gehe,“ rief er, „doch der Kapitän Clamford, der mich an Euch empfohlen, soll erfahren, wie Ihr Euer gegebenes Wort brecht.“ Kaum war dieser Name über die Lippen des jungen Steuermanns, als Holofernes sichtlich erbleichte und in der Verwirrung nicht sogleich ein Wort hervorbringen konnte; endlich stammelte er: „Clamford? wo habt Ihr ihn gesprochen?“ Adrian beschrieb das Ereigniß jenes Abends mit allen damit zusammenhängenden Umständen ruhig und kalt; der Kapitän verlor kein Wort seiner

Erzählung und wandte sich manchmal um, als fürchte er Jemanden, der da lausche, und so sehr er vor dem Jünglinge die Zeichen seiner innern Bewegung zu verbergen trachtete, so glaubte doch dieser den gefährlichen Mann, mit dem er es zu thun hatte, jezt ganz zu durchschauen. Nach dieser Unterredung nahm der Kapitän seine frühern Aeußerungen zurück, überhaupt schien er sein Betragen jezt auffallend gegen den jungen Steuermann zu ändern, er behandelte ihn freundlich, ja sogar mit einer Art von Ehrerbietung, und Adrian war in seinem Herzen froh, daß er jezt die Reise mitmachen durfte, vor der er sich Anfangs so sehr gescheut hatte. So rückte denn unter mancherlei Zurüstungen der Tag der Abfahrt heran und die Rhede wimmelte von Zuschauern, welche das Schiff und die Mannschaft mit neugierigen Blicken musterten.

Eine geraume Zeit war vergangen, das Jahr schritt seinem Ende entgegen, und es kam die Periode, wo die in den nordischen Meeren furchtbaren Aequinoctialstürme zu wüthen beginnen. Keine Beschreibung und kein Bild vermag dem Bewohner des Mittellandes den Anblick zu vergegenwärtigen, den das Meer um diese Zeit bietet: eine finstere, gräßliche Welleneinöde, umschlossen von einer schweren lastenden Wolkendecke, durchtobt von streitenden Orkanen, welche in

heulenden Tönen dahinbrausen, ähnlich denen, die das Thier der Wüste in seinem nagenden Hunger ausstößt. Ohnmächtig ihrem Wüthen dahingegeben, schleudern die kolossalen Wassermassen spielend das unglückliche Schiff sich zu, gleichsam wie in höhnender, grausamer Mordgier, ehe sie es vernichten; zitternd klammert sich der beherzte Matrose am Mastbaum fest; der Blick des Steuermanns erblindet im tobenden Gischt, den das Meer ihm entgegenspeit, das Auge der Sehnsucht irrt am ganzen nächtlichen Umkreis des Horizontes herum, ob nicht ein Stern auftauche, das ferne Lämpchen eines Leuchtthurms sich zeige, welches verkündet, daß ein wirthlicher Hafen sich öffnet — umsonst! Nacht des Todes verschleiert die Welt, und nur die Welle, die unter den Füßen den schwarzen gähnenden Abgrund aushöhlt, hebt ihr drohendes Haupt sichtbar über den schwankenden Kiel.

Eine solche Nacht war es, als sich auf der Höhe von Bergen das Schiff des Kapitän Holofernes befand; fünf Tage schon hatte der Sturm ununterbrochen angehalten, das Schiffsvolk, unermüdet in kluger Thätigkeit, drohte zu erlahmen, und schon lag, durch übermäßige Anstrengungen niedergeworfen, ein Theil der kräftigsten Matrosen wie todt in der Kajüte; nur Adrian, den die Kraft der Jugend und Liebe beseelte, stand felsenfest

an seinem Platze, das Auge starr auf die zitternde Seele des Schiffes, auf die Magnetnadel gerichtet: da — es mochte gegen Mitternacht seyn — krachte ein Theil des obern Mastes und das frei gewordene Holz stürzte auf's Verdeck, mit wilder Gewalt den Jüngling treffend und niederschleudernd. Ein Blutstrom drang über sein Antlitz, er wurde in die Kajüte gebracht, und alsbald war allgemeine Wehklage und Verzweiflung unter der Mannschaft; das Gerücht: unser Steuermann ist todt, flog wie ein Lauffeuer von einem Ende des Schiffs zum andern; Niemand wollte mehr Hand anlegen und Jedermann glaubte sich verloren. Adrian lag sterbend im untern Schiffsraum, der Schiffsarzt, selbst verzweifelnd und auf's Leben verzichtend, war ohnmächtig hingesunken und der Pater war eben im Begriff, dem Sterbenden das lezte Sakrament zu reichen, als der Kapitän wüthend an das Bett stürzte und, dem Geistlichen das heilige Gefäß entreißend, zu den Umstehenden sprach: „Memmen, die ihr seyd, ist's jezt Zeit zu solchen Possen? fort, hinauf! auf euren Platz, an's Tauwerk!“ Er hatte kaum diese Worte geendet, als sich der alte Martin, der sich auf Adrians Bitten mit zur Reise entschlossen, ihm entgegenstürzte und mit aller Kraft seines greisen Körpers mit ihm zu ringen begann. „Nur Gott kann uns helfen,“ schrie er,

„alle menschliche Hülfe ist umsonst! Wage es nicht, Elender, die heiligen Gefäße mit deiner Betastung zu besudeln, oder wir sind Alle verloren!“

Der Kapitän schlug ein helles Hohngelächter auf, das durch die brüllenden Stöße des Sturmwinds gellend hindurchdrang, er packte mit riesiger Gewalt den schwachen Greis und schleuderte ihn zu Boden, dann rief er mit fürchterlicher Stimme, indem er sich hoch aufgerichtet an einen Pfeiler lehnte: „Des Todes ist, wer meinem Befehle nicht gehorcht! fort, an eure Plätze!“ — „So gebt mir den Kelch!“ rief der Priester, „ein Sterbender verlangt nach dem lezten Troste!“ — „Er fahre zur Hölle!“ donnerte der Wüthende, und in dem Moment flog das blitzende Gefäß in die schäumenden Wogen, die dumpf und wie im zischenden Hohngelächter auftobten. Allgemeines Entsetzen ergriff die Menge, aller Augen starrten auf die Oeffnung, durch die der heilige Becher verschwunden war. Der Priester lag zitternd auf seinen Knien. „Allmächtiger dort oben!“ rief er wie im Wahnsinn; „er hat Dich gelästert, der Fluch des Himmels komme auf sein Haupt!“ Eine Pause entstand, Niemand wagte empor zu blicken; der Sturm draußen schien plötzlich zu verstummen und es war, als stände das Schiff fest gewurzelt über der Tiefe. „Heiliger Gott!“

rief Martin, sich winselnd am Boden krümmend, „was ist das?“ Er hatte es kaum ausgesprochen, als ein wilder Angstruf auf dem Verdeck hörbar wurde. „Hört!“ rief Martin, „der Rächer kommt!“ Alle eilten jezt hinauf, da erstarrten sie beim Anblick des Entsetzlichen. Jenes Todtenschiff, von dem Martin früher erzählt, ragte dicht an dem ihrigen empor; den Himmel hatte ein mattes, graues Licht umzogen, eine drükkende Gewitterschwüle lag auf dem erstarrten Meere und gelbe zuckende Blitze zerrissen die schwere, stille Luft; Klagetöne, die aus dem Innersten des Meeres zu kommen schienen, füllten mit Grausen das Ohr und mischten sich mit einem gellenden, pfeifenden Laut, der von dem Gespensterschiffe herüberklang. Dieses selbst lag ruhig da, und Mast, Verdeck und Kiel schimmerten, wie von weißen Todtengebeinen zusammengesezt, durch die Nacht; kein menschliches Wesen zeigte sich auf dem Verdeck — tiefe Grabesstille schien an dem furchtbaren, geheimnißvollen Orte zu herrschen. Alle Matrosen, selbst die wildesten, waren auf's Knie gesunken und schienen mit bebendem Herzen den Augenblick ihres Todes zu erwarten, doch er erfolgte nicht; nach einigen qualvoll hingebrachten Stunden röthete sich der östliche Himmel, ein frischer Wind begann zu wehen, und beim Aufgang des neuen Tages verschwand wie ein

dünner Nebel das furchtbare Gebilde der Nacht. Doch nur auf kurze Zeit war es den Unglückli- chen vergönnt, frei aufzuathmen; so wie die Fin- sterniß das Meer wieder umhüllte, so wie sich die Stunde der Mitternacht näherte, da zeigte sich wieder der furchtbare Begleiter, und sein An- blick wurde von Nacht zu Nacht grausenerregen- der. Es schien, als käme er immer näher heran, ja der Blick konnte endlich auf dem Verdeck Ge- stalten unterscheiden, die, in Gruppen vertheilt, unbeweglich und starr auf den Brettern dalagen; nichts regte sich an diesem entsetzlichen Orte, und dennoch folgte das Schiff einer geheimnißvollen Lenkung, von der Niemand wußte, wo sie ihren Sitz hatte.

So vergingen vierzehn Tage, das Todten- schiff wich nicht und schien unausgesezt auf seine Beute zu lauern. Die ganze Schiffsmannschaft hütete sich auf's strengste, auch nur die kleinste Verwünschung oder den leisesten Fluch auszustos- sen; gleichwohl brachte ihr der jammervolle Zu- stand oft einen solchen auf die Lippen. Bei Tage mußten die Trostlosen unermüdet gegen die Wel- len kämpfen und Nachts immer wieder die schauer- liche Nähe des sichtbaren Todes empfinden; ihre Wuth brach endlich alle Bande, sie fielen über den Kapitän her, und trotz der Vorstellungen und Bitten Martins, ward er gefesselt und in einen

Kerker geschleudert im untersten Schiffsraume. Allein auch durch diese That ward ihnen keine Erlösung, im Gegentheil lieferte sie die Unglücklichen ihrem Verderben hin; der Kapitän, als er sich verloren sah, sprach aus Rache jenen entsetzlichen Fluch aus, dessen Wirkung ihm nur zu wohl bekannt war. In dem Moment drang ein furchtbarer Stoß des Orkans auf's Schiff ein, es schwankte; oben auf dem Verdecke ertönte ein Schrei des Entsetzens. Adrian, der durch die zärtliche Pflege seiner Margarethe beinahe schon genesen war, sank ohnmächtig, das Bild des Gekreuzigten in seine Arme schließend, zurück; Margarethe und Martin klammerten sich fest an's Lager des Kranken, dann verschleierte auch ihr Auge eine undurchdringliche Nacht.

Lange nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges in Deutschland geschah es, daß die frommen Bürger der Stadt Antwerpen das Frohnleichnamsfest in aller geziemenden Pracht und Feierlichkeit begingen. Als der Zug in die Gegend des Klosters des heiligen Bernhard kam, ereignete sich ein Umstand, der eben so seltsam als unbegreiflich war. Man sah nämlich die Straße herauf eine Menge Leute kommen, die in ihrer Mitte vier Personen führten, welche mit

Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Es waren zwei alte Männer, ein Jüngling und ein Mädchen, alle vier in einer Tracht, wie sie vor fünfzig Jahren Mode gewesen; von den beiden Greisen hatte der eine die damalige Kleidung der Schiffer an, den andern jedoch konnte man füglich für einen Geistlichen halten; am meisten aber sezte das junge Mädchen in Verwunderung, denn in ihrem bildschönen, ausdrucksvollen Gesichte zeigte sich das höchste Erstaunen, mit Furcht gemischt; sie blickte mit ihren großen blauen Augen fragend alle Gegenstände um sich an und theilte einmal über das andere ihre Bemerkungen den Begleitern mit, die ihrerseits nicht minder erstaunt und geängstigt schienen über das, was sie sahen. Der fromme Zug hielt auf seinem Wege inne, und war der Zulauf früher schon stark gewesen, so wuchs er jezt schnell um das Doppelte. Indem jezt alle stumm um die Gruppe der wunderbaren Fremden standen, trat der Prior des Klosters hervor, und sich an das Mädchen und ihre Begleiter wendend, fragte er, woher sie seyen und was sie bewege, in dieser Kleidung zu erscheinen. Auf diese Fragen stürzten der junge Mann und das Mädchen auf ihre Kniee nieder und antworteten: „Heiliger Vater, wir sind vor vier Wochen aus der Stadt dort ausgesegelt, und jezt, da wir durch Gottes wundervolle Rettung

wieder die geliebte Erde betreten, jezt finden wir alle Dinge auf eine wunderbare Weise um uns verändert, wahrlich so, daß wir nicht wissen, wie uns geschieht.“ Der Prior sah die Sprechenden mit fragenden Blicken an. „Vor vier Wochen habt Ihr diese Stadt verlassen? wer seyd Ihr und wie heißt Ihr?“ Alle vier nannten ihre Namen, doch keiner von den Umstehenden wollte diese gehört haben. „Ehrwürdiger Vater!“ rief endlich der Greis in Schiffertracht, „so ist denn Eure gute Stadt seit wenigen Wochen verwandelt worden! Führt mich doch hinein, laßt sehen, ob nicht jedes Kind mir das Haus des Kapitäns Holofernes zeigt, das große schöne Haus an der Rhede.“ — „Holofernes!“ wiederholte der Prior, sich zu der Umgebung wendend, „kennt Jemand einen Mann dieses Namens?“ Alle schwiegen und warfen mitleidige Blicke auf die seltsamen Ankömmlinge, welche sie jezt für Geisteskranke hielten. Da endlich drängte sich mühsam durch die Menge die Gestalt eines alten Mannes und eine stammelnde Stimme rief: „Ich habe ihn gekannt, jenen Kapitän, ich kenne auch diese Leute, die dort stehen! Der Name Gottes sey gepriesen! Ihr Männer dieser Stadt, höret: diese da sind vor fünfzig und mehr Jahren ausgefahren in die See; ein junger Bursche war ich und weiß mich der Gesichter gar wohl zu erinnern. Wunder über Wunder! Die

Rathschlüsse Gottes sind dunkel und heilig!“ Er warf sich mit diesen Worten zu den Füßen der vier fremden Gestalten und brach in laute Thränen aus. Jezt fanden sich immer mehr Leute, die jene Aussagen bestätigten, die vom Kapitän und seiner Schifffahrt gehört hatten. Adrian und Margaretha hielten sich fest umschlossen; sie wußten nicht, wie ihnen geschehen war; zu ihren Füßen lag noch immer Anton, der Schiffer, der damals in der Schenke als ein Knabe die Geschichte von seinem Großvater erzählt hatte. Die Welt schien gänzlich verändert, und es wurde ihnen klar, daß sie auf dem Todtenschiffe in einen wunderbaren Schlaf verfallen seyen, aus welchem erst jezt eine Geisterhand sie geweckt und an das heimathliche Gestade gebracht hatte. Trotz dieser schrecklichen Gewißheit, füllte doch eine beseligende Ueberzeugung ihren Busen, nämlich, daß sie die Einzigen seyen, die, aus der Gemeinschaft verlorner Seelen gewählt, bestimmt wurden, wieder an's heitere Licht zu treten. Auf die Fragen, die man an sie that, antworteten sie immer nur: daß das, was sie erschaut und erlebt, von so fürchterlicher Art sey, daß ein umständlicher Bericht davon ihnen unmöglich werde; nur dieses stehe fest in ihren Herzen geschrieben, daß der Himmel entsetzliche Strafen verhänge über solche, die seine Gebote verlachen.

Später, als sie nach dem Hause des Holofernes sich erkundigten, zeigte man ihnen einen wüsten Platz, auf dem noch einzelne Mauern standen, dem scheuen Geflügel der Nacht ein Zufluchtsort; ein anderer Theil des Platzes war aber zur Kirche gezogen und in eine Sakristei verwandelt worden. Zur Nachtzeit, wenn die See ganz besonders stürme, behaupteten viele Leute, spuke es im verfallenen Gemäuer und es lassen sich östers zwei Männer drinnen sehen, die die Tracht reicher Seeleute trügen aus älterer Zeit. Die Sage vom fliehenden Holländer blieb aber von der Zeit im Munde des Volks, so wie die Geschichte des Kapitäns und der aus fünfzigjährigem Schlaf[illegible]derbar Erweckten. Martin und der from[illegible] starben bald nach diesen Ereignissen eines ruhigen Todes; Margaretha aber nahm den Schleier, um dem Himmel ein Leben zu weihen, [illegible]r auf so wunderbare Weise gerettet hatte, [illegible] zog wieder hinaus in die See, um als frommer Schiffer, wozu er erzogen worden war, sein Leben zu beschließen. Von dem Kapitän und den Seinigen wurde aber keine Kunde mehr vernommen.

Voltaire in Ferney.

Eine Novelle.

Voltaire in Ferney.

Eine Novelle.

Ein Brief Voltaire's an die Schauspielerin Mademoiselle Gaussin.

Ferney, 1760.

Ich weiß, schöne Freundin, wie gerne Sie etwas Wunderbares erzählen hören; kommen Sie hieher, ich verspreche Ihrer Neugier eine besondere Ergötzlichkeit und Ihrer Phantasie eine Nahrung, welche Sie bis jezt vielleicht nur im Gebiete des Mährchens gefunden hat. Kommen Sie, und lockt Sie nicht der Wunsch, einen Freund wieder zu sehen, der sich um Ihre Neigung und Achtung stets unermüdet beworben, so erröthen Sie nicht, diesmal von der bloßen Neugier Ihre Schritte lenken zu lassen. Seit einigen Wochen befindet sich auf meinem Landgute die Gräfin von Bellesson mit ihrem Gemahl. Sie ist eine Dame voll Geist und Schönheit, der Mann ein gewöhnlicher Mensch; ihr Reichthum, so wie ihre sonstigen Glücksumstände entsprechen, so viel mir bekannt, durchaus ihren Wünschen, und dennoch — sollten Sie es glauben, daß diese Dame sich

höchst elend fühlt? Sie wird verfolgt von einem Gespenste, von einem hartnäckigen, bösartigen Unholde, der ihr über die Alpen nachgewandert ist und ihr bis an den Eispol nachwandern wird, wenn sie sich entschlossen, bis dorthin vor dem Entsetzlichen zu fliehen. Ich habe noch nie eine so fürchterliche Verfolgung gesehen; der Gedanke daran raubt der schönen Frau die Ruhe ihrer Nächte, das Feuer ihrer Augen, die Röthe ihrer Wangen. Das Ungethüm hat keine Zeit bestimmt, wo es sein Opfer erfassen will, doch wir fürchten, daß es unser Schloß zum Schauplatz einer so tragischen Handlung ersehen hat. Ihre Phantasie, meine Theure, bildet sich gewiß schon die Gestalt dieses Gespenstes so entsetzlich wie möglich, doch erfahren Sie, daß seine ganze Fürchterlichkeit in seiner Liebenswürdigkeit besteht; es hat die Bedingung gemacht, von der Gräfin selbst eingeladen zu werden: sie soll es rufen, zu sich bitten, der glühendste Wunsch ihrer Seele soll seyn, den in ihre Arme zu schließen, den sie wie den Tod flieht, den mit den süßesten Tönen der Zärtlichkeit zu locken, vor dem sie sich in den Schooß der Erde verbergen möchte. Fassen Sie diese Widersprüche und den Zustand der armen Frau? Sie werden erwidern: welche Macht kann mich zwingen, das glühend herzuwünschen, was ich mit Abscheu fliehe? Und doch, Mademoiselle, es

gibt seltsame Verhältnisse im Leben, Sie sollen wissen, daß — Doch still, Sie kommen selbst; ich will nicht, wie ein schlechter Taschenspieler, vor der Zeit ausplaudern, womit ich meine Gäste zu überraschen gedenke. Die Herzogin von St. Martin, unsere Freundin, ist mit meinen Wünschen vollkommen einverstanden; ihre muthwilligen Einfälle verspotten meine Gräfin und mich, ich brauche eine Verbündete, und die sollen Sie seyn.

Seit einem Monat steht meine kleine Bühne schon errichtet; doch der Altar der Musen wird ohne Opfer bleiben, so lange die freundlichen Göttinnen ihre Gespielin missen. Man hat mich überredet, ein Schäferspiel zu dichten, oder vielmehr meine eigene Thorheit gab mir zu diesem Zweck die Feder in die Hand, denn ich kann es nicht lassen, Ihrem glänzenden Talent meine geringen Schöpfungen anzuschließen, damit sie auf diese Weise in den Tempel des Nachruhms einziehen; noch einmal, ich zähle auf Ihr Erscheinen.

Mademoiselle Gaussin, eine fünfzigjährige Schöne, die durch ihr Spiel dem großen Poeten vielfache Triumphe verschafft hatte, wußte, was sie auf eine solche Einladung zu thun hatte; sie verließ Paris und gelangte, in Gesellschaft des

Schauspielers Lecain, nach ununterbrochener Reise in der Einsiedelei zu Ferney an. Der Glanz jenes Aufenthalts, den der verbannte größte Mann der Nation um sich zu verbreiten wußte, bildete einen vortheilhaften Kontrast zu dem Begriff von Strafe, Elend, schwerer Verbannung, über die der Dichter stets klagte. Hier in den Gemächern, an deren glänzenden Wänden das Lichtmeer von tausend Kerzen niederfloß, wo die verfeinerten Genüsse aus den Pariser Salons dem Mann, der an ihnen hing, gefolgt waren, hier unter den zahllosen Erinnerungen aus einem eiteln Leben voll Triumphen, hier sah man den bescheidenen Bewohner dieser Säle wandeln, hier empfing der arme, einfache und unglückliche Einsiedler von Ferney die lieben guten einfachen Landleute, die aus der Umgegend ihn zu besuchen kamen, und die zufälligerweise aus lauter Herzogen, Grafen, Marquis, Prinzen und Prinzessinnen bestanden, welche es zur Gründung ihres Rufs von Frivolität und gutem Geschmack für nöthig hielten, dem großen Mann ihre Ehrfurcht zu bezeugen.

Es war spät am Abend, als die Schauspielerin mit ihrem Gefährten anlangte und schon unten in der Schenke erfuhr, daß die Gesellschaft oben im Schloß, dessen Fensterreihe hellerleuchtet niederblinkte, heute ganz besonders zahlreich sey, ja daß man sogar noch Gäste aus Genf erwarte.

Marie Gaussin drängte es, ihren alten Liebling zu sehen; sie hoffte ihn im Dunkel des Sommerabends vielleicht träumend im Garten zu finden und durchschritt eiligst dessen geraden, starren Taxusgänge. Doch der Dichter der Merope mußte oben im Salon weilen, von wo eben die raschen, hellen Töne einer Tanzmusik in den stillen, duftenden Garten niederschwammen. Sie stieg hinauf, beseitigte das Heer der Diener, die das Vorgemach anfüllten, und trat mit dem sichern Schritt einer antiken Clytemnestra in den Saal; ihrem blöden Auge das Glas vorhaltend, musterte sie das Gewimmel der rothen, gelben, grünen Atlasröcke, der breiten wehenden Staatsroben, der nickenden Federbüsche und der duftenden Fächer; da stand der Mann ihres Herzens, da stand er am Ende des Saals — ja, er war es, die rothen Strümpfe, der bescheidene schwarze Anzug mit der stolzen Spitzenkrause, die Perrücke, die mit ihrem weißen glänzenden Lockensturz die schmalen Schultern, die dürftige Brust des Eremiten einschloß, die kleinen, scharfblickenden Augen, die mächtige Nase, der Mund mit dem runzelvollen Zug von Lächeln und die gebückte und dennoch überlegene Haltung. Als der Poet seine Freundin bemerkte, rief er ein Witzwort, das den ganzen Kreis in ein erschütterndes Gelächter brachte. „Sieh da!“ rief er; „Mademoiselle, Sie beweisen, daß Sie

Ihr Stichwort nicht vergessen haben, indem Sie zur rechten Zeit auf den Brettern erscheinen; wohlan, Sie sollen sehen, auch ich kenne meine Rolle.“ Hiermit ergriff er den Arm der Dame, und die zurückweichende Menge bildete dem Paar eine Straße, durch die es wie im Triumphe schritt; oben im Saal blieb Voltaire stehen, und nachdem er seine Begleiterin auf die in einiger Entfernung an einem Spieltisch sitzende Gräfin von Belleson aufmerksam gemacht hatte, sagte er halblaut: „Haben Sie ein schöneres Profil gesehen? Diese Augen, wie voll Feuer! dieser Mund, wie zart und edelgeformt!“ Die Gräfin sah sich bei diesen Worten um. Die Diamanten an Ohr und Haupt umspielten sie blitzend, sie erröthete und Voltaire rauschte mit einem zufriedenen Lächeln vorüber. „Und die Geschichte dieser Dame, auf die Sie mich so neugierig gemacht?“ fragte die Schauspielerin. „Später, Mademoiselle, später; jezt wird man von uns verlangen, daß wir die Zaire lesen.“

Dieses Wort war kaum seinen Lippen entflohen, als sogleich eine Menge junger Herren, die darauf gelauscht hatten, in den Saal stürzten und laut aussprengten: „Zaire! Zaire! auf die Plätze, meine Herrn und Damen!“ Eine magere alte Dame, eigentlich ein wandelndes Gebirge von Fischbein, Blonden, Federn, Bändern, sah mit

rother Nasenspitze durch die Thür und näselte: plait-il? An den Spieltischen erhob man sich lärmend, die Musik hörte auf, es bildete sich eine lange Gasse, durch welche paarweise die Herren und Damen zu ihren Plätzen gingen. Diener liefen hin und her, Voltaire war verschwunden: er änderte seine Toilette; bald darauf erschien er wieder, an einem Arm die Gräfin Belleson, am andern eine kleine gelehrte deutsche Prinzessin, die seit längerer Zeit in Ferney wohnte und von der man behauptete, daß sie Voltaire den Pantoffel küsse. Die Witzlinge im Salon bemerkten, daß Voltaire diesmal die Stelle der Erde einnehme zwischen der großen strahlenden Sonne und dem kleinen häßlichen, vernarbten Mond. „Hier ist," rief der Poet, indem er Mademoiselle Gaussin den Damen vorstellte, „hier ist Jemand, dem ich meinen ersten Ruhm verdanke; es war zur glorreichen Zeit, als der Einsiedler noch am Hofe seines Königs lebte, als bei der Aufführung der Merope Mademoiselle durch ihr Spiel so entzückte, daß das Publikum für die paar elenden Verse den Eremiten herausrief und ihn mit Geschrei zwang, in der Loge der Frau Marschallin von Villars zu erscheinen; ja es forderte sogar, die Herzogin, ihre Schwiegertochter, sollte öffentlich mit einem Kuß den Verfasser der Tragödie

belohnen, was auch geschah — ja wahrhaftig, meine Damen und Herrn, es geschah!“

Man lächelte über diese bekannte Anekdote aus dem Jugendleben des großen Mannes; die Herzogin von St. Martin, jene Dame mit der spitzen Nase, hüstelte auffordernd, Alles ließ sich nieder, und eine tiefe Stille herrschte. Voltaire stand frei da, das Haupt mit der wallenden Perrücke stolz zurückgebeugt, das Buch, in das er nur flüchtige Blicke that, in der rechten Hand haltend. Das Gespräch zwischen Zairen und Fatimen begann, und Alles lauschte gespannt, als die reinen, seelenvollen Töne den schönen Lippen der reizenden Gräfin, Klänge wie Musik, entflossen. Girard, der junge Porträtmaler, stand in der Menge und faßte die Züge der Leserin auf, welches Bild später in Paris, theils durch die Schönheit des Gegenstandes, theils durch dessen seltsames Schicksal, von dem diese Blätter sprechen, ein ungemessenes Interesse fand. Ihr gegenüber, als Fatime, saß Mademoiselle Gaussin; den jungen Franzosen, den feurigen, verliebten Chatillon, las der junge Travenol, ein Offizier und Begleiter der Gräfin; die Herzogin näselte die beiden Trabanten des Sultans ab. Gleich nach dem ersten Gespräch zwischen Fatime und Zaire ertönte jetzt Voltaire's Stimme, der mit Pathos, dessen Eleganz und Würde die Gesellschaft staunen

machte, die wohlklingenden Verse des Orosmane sprach:

— — En tous lieux, sans manquer de respect,
Chacun peut désormais jouir de mon aspect.
Je vois avec mépris ces maximes terribles,
Qui font de tant de rois des tyrans invisibles!

Ein allgemeines Geräusch entstand, man klatschte und die kleine Prinzessin warf Voltairen Küsse zu. Die Stelle, wo der edle Nerestan die Worte spricht:

Seigneur, il est bien dur, pour un coeur magnanime,
D'attendre des secours de ceux qu'on mésestime:
Leurs refus sont affreux, leurs bienfaits font rougir.

wiederholte der ganze Chor der Zuhörer. Die Erkennungsscene zwischen dem alten Lusignan und Zairen war ein Wettstreit zwischen Schönheit und Kraft, der die Zuhörer außer sich brachte; ein Theil der Damen schwamm in Thränen, als die schöne Gräfin folgende Worte wie aus der Tiefe des zerrissenen Herzens hervorrief:

Je ne puis vous tromper: sous les lois d'Orosmane —
Punissez votre fille — — elle étoit musulmane.

Als der Akt zu Ende war, rauschte der Beifall unaufhaltsam dahin; die kleine Prinzessin erhob sich, indem sie sagte: „Nicht wahr, man

darf in diesem Falle das französische Publikum nachahmen und dem größten und liebenswürdigsten Mann des Jahrhunderts einen Kuß anbieten, der ihm die Verehrung und Zärtlichkeit seiner Getreuen zeigt?“ Sie trat auf den Dichter zu, der ihr mit einer galanten Wendung zuvorkam und sich herabbeugte, um seine kleine Verehrerin zu küssen; Travenol, der junge Offizier, konnte ein Lächeln nicht verbergen, das Voltaire bemerkte und ihm nie verzieh; darauf umarmte die Prinzessin auch die Gräfin und sagte: „Erlauben Sie, schöne Zaire, daß man bedauert, Sie nicht im Besitz des alleinseligmachenden Glaubens zu sehen, da man Sie im Besitz der höchsten Schönheit, Tugend und Liebenswürdigkeit sieht.“ Man klatschte diesem Kompliment Beifall zu, doch die Herzogin von St. Martin schrieb in dem Moment ein beißendes Epigramm auf die Prinzessin nieder, das später ganz Versailles und Paris lachen gemacht hat. Nach Beendigung des dritten Akts begann der vierte, da ereignete plötzlich ein seltsamer Auftritt. Bei den Worten Zairen's:

Où suis-je malheureuse? o tendresse! o douleur!

schlägt die Gräfin den Blick auf, und dieser trifft einen jungen Mann, welcher vor nicht langer Zeit in den Saal getreten; sie wiederholt die Verse fast schreiend, ihr Blick bleibt starr auf

jene Erscheinung gerichtet, mit einem dumpfen Seufzer fällt sie in den Sessel zurück und liegt ohnmächtig da. Man kann sich den Lärm denken, der jezt die Stille der Zuhörer unterbrach; die Damen stürzten mit Riechflaschen herbei, Alles rannte im Tumult durcheinander. Als die Kranke sich wieder erholt hatte, wünschte sie, unverzüglich in ihre Wohnung gebracht zu werden. Die Gesellschaft blieb beisammen, allein sie entbehrte ihrer schönsten Zierde; die Vorlesung ward nicht beendet. Kein anderer Stoff zum Gespräch kam auf, als die Schicksale der Gräfin, ihr seltsames, im Dunkel schwebendes, sie ewig verfolgendes Verhängniß, und Jedermann, der nichts davon wußte, glaubte sich doch berechtigt, dem wunderbaren Räthsel immer noch einen neuen abenteuerlichen Zusatz aufzubürden.

Am Morgen des folgenden Tages ließen sich Voltaire, die Prinzessin und Mademoiselle Gaussin zum Lever bei der Gräfin melden; sie wurden vorgelassen und das Gespräch kam sogleich auf die Kranke selbst, die sich noch immer von gestern unwohl fühlte. Das erste Wort, das sie sprach, enthielt eine Frage an Voltaire, ob er jenen Mann bemerkt, der sich gestern plötzlich gezeigt und dessen Anblick ihr die Ohnmacht zugezogen? „Madame,“ erwiderte der Dichter, „es war der Marquis Rosier, ein reicher Privatmann, der

mir aus Paris empfohlen worden; weiter weiß ich nichts von ihm.“ — „Unmöglich!“ rief die Gräfin, „er ist weder Marquis, noch heißt er Rosier — aber,“ unterbrach sie sich selbst, „o Himmel! was sage ich! — meine Sinne, von Neuem durch das Entsetzen gelähmt, welches sich in mein Leben stiehlt, drohen mir den Dienst zu versagen! Ach, mein Leiden wird sich nur mit dem lezten Athemzuge enden!“ — „Zaire!“ rief die Prinzessin, indem sie die Hand der Gräfin ergriff, „Zaire, was fehlt Ihnen? — Ich begreife Sie nicht: kann ein schöner Mann, wie der Marquis, Ihnen ein Entsetzen einflößen, wahrlich, so muß ich glauben, daß dieses durch die Stärke seiner Leidenschaft erregt wird; denn er hat Sie mit Blicken angesehen, mit Blicken, schöne Zaire, die Ihr Orosmane nicht glühender auf den Gegenstand seiner Wahl hätte heften können; er liebt Sie, schöne Frau, und Sie hassen ihn?“ Die Gräfin bat, dieses Gespräch abzubrechen, indem sie versicherte, daß dergleichen Worte ihr wie Schwerter in den Busen schnitten. „Nun wohl!“ rief die Prinzessin, „ich schweige, doch nur unter der Bedingung, daß Sie uns die Ursache jenes Entsetzens mittheilen, das uns alle gestern für Ihr schönes Leben zittern gemacht hat.“ Voltaire und die Schauspielerin vereinigten ihre Bitten mit diesem Wunsche, und obgleich die Gräfin

wiederholt versicherte, ein solcher Bericht habe nächst den Schmerzen, den er ihr verursache, nur für sie selbst ein lebendiges Interesse, Andern möge die Erzählung nur geringfügig erscheinen, nahm sie endlich das Wort und sprach:

„Es werden jezt sechs Jahre, daß ich mich mit meinem Gemahl in Neapel aufhielt, um in dieser paradiesischen Gegend einen Sommer zuzubringen. Ich war zwanzig Jahre alt. Die Gunst des Himmels hatte mir unverdient ein eben so glänzendes, als an innerer Zufriedenheit reiches Loos bescheert. Während die Gespielinnen meiner Kindheit darbten, tausend bessere und edlere Geschöpfe ihr Leben verwaist und der Glücksgüter beraubt zubrachten, durfte ich mit einem Herzen, das der Himmel offen und empfänglich geschaffen, den Blick frei in die Welt richten, und sah Reichthümer und Schönheiten zu meinen Füßen hingebreitet, über welche der unbefangene, heitere Sinn der Jugend noch zahllose Reize mehr ausgoß. Mit einem Worte, ich war glücklich, und als eine Glückliche übermüthig. Die Welt war mein, und ich ging mit diesem geschenkten Gut wie mit einer Puppe um, die ich nach Gefallen behandelte, je nachdem die augenblickliche Laune es mir eingab. Es konnte nicht fehlen, daß ich auf diese Weise zahllose thörichte Einfälle ausführte und mir Verstöße gegen bestehende Gesetze der

Gesellschaft zu Schulden kommen ließ, die man zwar geneigt war, meiner Jugend zu verzeihen, deren Folgen aber spät oder früh auf eine höchst empfindliche Weise sich zu rächen pflegen. Obgleich ich mir dieser Fehler wohl bewußt war, so habe ich doch nie darnach gestrebt, sie zu verheimlichen, und diese Offenheit meines Charakters und meiner Gesinnung war vielleicht gerade eine Eigenschaft, auf die ich, als auf die einzige gute, hätte stolz seyn dürfen; doch der Himmel fügte es, daß gerade diese Freimüthigkeit jenes Ereigniß herbeiführte, von dem sich mein Elend und meine jetzige Unruhe herschreibt, und welches ich jezt mit kurzen Worten Ihnen, mein verehrter Freund, und den beiden Damen eröffnen will.

„Mein Gemahl und ich bewohnten eine Villa, die nah am Meere lag und uns die Aussicht auf das göttliche Panorama des Golfs mit seinen Inseln eröffnete. Gab es etwas, was die günstige Lage dieser Besitzung uns verkümmerte, so war es der Umstand, daß der Galeerenhof nahe daran stieß und daher unsere Blicke, ohne es zu wollen, öfters auf Gemälde trafen, die das menschliche Elend, die Verworfenheit und tiefste Erniedrigung mit grellen Farben in unsere Seele prägten. Wer beschreibt das Leben dieser Unglücklichen, ihre Existenz, die kaum eine zu nennen ist; denn eine taube Gefühllosigkeit, eine

gräßliche, durch die lange Dauer des Unglücks hervorgerufene Lethargie bemeisterte sich dieser Schlachtopfer. Sind die Armen von der Galeerenbank befreit, auf der sie, mit Ketten gefesselt, gefühllosen Automaten gleichen, so bringen sie die wenigen Augenblicke, die ihnen zur Erholung gegönnt werden, mit rohen thierischen Genüssen zu, die dann auch jeden noch keimenden Funken edler menschlicher Kräfte in ihnen ersticken. Die Elemente, die freigebornen Söhne der Schöpfung, die nur da zu seyn scheinen, um das Leben des Menschen auf das Mannichfaltigste zu verschönen, für jene Unglückliche bilden sie eben so viel Martern. Das Licht brennt mit seinem Strahl ihre Haut zur Farbe des Negers und zerstört durch seine Glut die Bildung ihres Körpers; das Meer, dessen Anblick uns beseligt und erfrischt, ihnen ist es eine endlose Marterbank, wo sie jede Welle der ungeheuren Fläche mit einem Seufzer messen; in ihr enges Gefängniß strömt die Luft nur sparsam ein, und selbst die Erde, ein Tummelplatz der Freuden und Genüsse für eine Welt glücklicher Menschen, wird für sie nur ein frühes Grab. O entsetzlich, meine Freunde! was haben wir gethan, daß uns ein günstiges Geschick mit seinen Liebkosungen überhäuft, uns geboren werden ließ in einem Lande, das sich mit dem reichsten Schmuck der Kultur ziert, zu einer Zeit, wo unsterbliche

Geister durch ihre glänzenden Verdienste ein ganzes Jahrhundert adeln und beglücken!“

Die Gräfin warf hier einen Blick auf Voltaire und fuhr dann in ihrer Erzählung fort. „Ich muß erwähnen, daß mein Leichtsinn, den ich öfters hier anklagen muß, sich so weit verging, mir den Plan in den Kopf zu setzen, einen jungen Grafen, der schon mehrere Siege gefeiert hatte, und den eine Anzahl Damen, in einer nicht zu billigenden Schwäche, für unüberwindlich erklärt hatten, in mich verliebt zu machen. Wirklich erreichte ich meinen Zweck; doch ehe ich Zeit gewann, über meinen Triumph zu frohlocken, mußte ich leider bemerken, daß der Gegenstand meiner unwürdigen, kindischen Bewerbungen nicht der Zeit werth war, die ich damit hingebracht hatte, ein Ziel zu erreichen, welches mir so wenig Ehre machte. Der eitle Jüngling, das für wahre Flamme haltend, was nur Spielerei meiner Eitelkeit war, fing jezt alles Ernstes an, mich mit seiner Zärtlichkeit zu bestürmen, und ich war in der That bestraft genug, denn ich wußte nicht, wie ich den albernen, zudringlichen Laffen wieder los werden sollte. Eines Tages, wo mein Widerwille gegen ihn, so wie seine Dreistigkeit gegen mich auf's Höchste gestiegen waren, befand ich mich gerade mit ihm auf einem Spaziergang am Gestade des Meeres; vor uns lag eine Gruppe

jener Elenden, die ich beschrieben habe, und wurde von ihren grausamen Wächtern gehütet; einige stießen Flüche und Verwünschungen aus, andere sprachen uns um eine Gabe an, einer jedoch aus der Gesellschaft lag unbeweglich, in seine Lumpen gehüllt, am Wege abwärts, und schien sich nicht darum zu kümmern, daß die Wellen des Meers sein Haupt von Zeit zu Zeit nezten; er schien, unter der Last seines marter vollen Daseyns bis zur äußersten Gefühllosigkeit abgestumpft, halbtodt da zu liegen, ein wahrhaft fürchterlicher Anblick, der mich jezt in der Erinnerung noch auf's Aeußerste ergreift. Ich weiß nicht, wie ich auf den mehr als wahnsinnigen Einfall gerieth, dem Grafen, der kurz vorher mich auf's Aeußerste gebracht hatte, im Zorn und mit dem Lächeln eines giftigen Spottes zuzurufen: „Ehe ich mich so weit vergesse, Ihre Liebe zu erwidern, ehe soll jenes Scheusal, das an den äußersten Grenzen der Menschheit zu Hause ist, der Gegenstand meiner Wahl seyn.“ Kaum waren die Worte ausgestoßen, als in dem Moment die Gestalt, auf die sie gingen und die ich im tiefen Schlafe begraben meinte, sich langsam aufrichtete, und indem sie einen Laut ausstieß, der wie der gräßliche dumpfe Ton eines zum Tode getroffenen Thiers klang, sich auf den rechten Arm stüzte und jezt einen Blick auf mich richtete, der mein Blut in allen

seinen Pulsen erstarren machte. Es lag in diesem Blick, meine Freunde, ach! wie soll ich es beschreiben! alles, alles zusammengedrängt, was in der Seele eines Menschen sich nur von Schmerz, tief verhaltener Wuth, unsäglicher Wehmuth und kaltem Grimm findet. O Himmel, rettet mich — ich sehe es vor mir, das hohle, bleifarbene Antlitz mit dem tiefen, brennenden Auge – mich trifft der Blick!“

Die Erzählerin schwieg, ihr Gefühl, auf's Aeußerste gereizt, verstattete ihr keine Worte mehr, sie lag mit heftig arbeitendem Busen in die Polster zurückgelehnt, das Taschentuch vor's Antlitz gepreßt; beide Frauen bemächtigten sich ihrer Hände und überhäuften sie mit Liebkosungen und Bitten, in ihrer Erzählung fortzufahren. Als die Gräfin sich erholt hatte, schien ein anderes beengendes Gefühl die Oberhand über's Entsetzen zu gewinnen, sie heftete den Blick wie in Gedanken auf den Boden, eine heftige Röthe färbte ihre Wangen und sie erhob sich von ihrem Sitz, wobei es den Anschein gewann, als wolle sie ihre Erzählung gerade in dem Moment unterbrechen, wo sie die Aufmerksamkeit der beiden Zuhörerinnen auf's Höchste gefesselt hatte. „Madame!“ rief die Prinzessin, „was wollen Sie? uns verlassen? — Unmöglich! wir wollen wissen, was geschah, was der entsetzliche Mensch unternahm.“ — „Ich kann

meinen Bericht nicht vollenden," stammelte die Dame, noch heftiger erröthend; „Sie, Herr von Voltaire, Sie kennen mein Unglück, befriedigen Sie die gütige Theilnahme dieser Damen und sprechen Sie aus, was meine Lippen nie nennen sollen." Mit diesen Worten hing sie sich an den Arm ihres Gemahls und verschwand in ein Seitengemach.

Kaum war sie fort, als die beiden Damen mit Leidenschaft über den Dichter herfielen, der sie auch nicht länger warten ließ. „Meine Damen!" rief der vorsichtige und galante Mann, „was ich jezt zu sagen im Begriff stehe, sind die rohen Worte eines beleidigten Galeerensklaven, die ich Ihnen treu wieder gebe. — „Elende!" rief die aus den schwarzen Lumpen sich emporarbeitende Gestalt; „Elende, die du es wagst, eines so tief Gedemüthigten noch zu spotten, wisse, daß du einst in meinen Armen ruhst und daß dann diese Nacht die lezte deines Lebens ist!" — „Ah ciel!" schrie die Prinzessin, „das Ungeheuer!" Mademoiselle Gaussin schwieg, indem sie den Blick ihrer großen geistreichen Augen auf den Dichter heftete, dessen Antlitz ein ungewöhnlicher Ernst beschattete und der an der Erfüllung jener seltsamen, fürchterlichen Prophezeihung, die er eben mit tönender Stimme ausgesprochen, nicht zu zweifeln schien. Der Graf trat eben in's

Gemach, und der Dichter konnte nur noch die Worte hinzusetzen: „Seitdem glaubt sich die unglückliche Dame ewig von jenem Ungethüm verfolgt; nirgends ist sie sicher, denn unter jeder Verkleidung kann er ja verborgen seyn, und so glaubte sie auch gestern ihn im Marquis Rosier erkannt zu haben, was denn nun ganz gewiß ein großer Irrthum ist, denn der schöne Mann, wenn er auch ein Italiener wäre, hat doch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenem Scheusal, welches sie uns eben mit so lebendigen Farben geschildert hat.“ — „Und dennoch,“ fügte der Graf hinzu, „läßt es sich nicht läugnen, daß der Marquis ein ächt italienisches Gesicht hat, besonders seine tiefliegenden, schwarzen Augen —“

„Ich bin ganz außer mich selbst gesezt!“ rief die Prinzessin. „Führwahr! die Geschichte ist schrecklich und pikant. Man sehe nur, wie schwierig die Lösung der Aufgabe ist, die der Unhold sich gesezt. Er zählt erstens darauf, daß die Gräfin ihn nicht erkennt, und dieses ist am wahrscheinlichsten, denn ein in Schmutz und Lumpen daliegender Bettler kann wohl durch sorgfältige Bemühungen sich im Zeitraum von ein paar Jahren zum Marquis umwandeln; zugleich aber will er das Herz der Dame gewinnen, die er so grausam strafen möchte, er will, als Liebhaber zur höchsten Gunst im Tempel der Liebe eingelassen,

die Stätte seines Triumphs zur Gerichtsstätte machen, wo er ein Opfer hinschlachtet, das nichts weiter verbrochen hat, als im Leichtsinn einige unvorsichtige Worte auszustoßen. Entsetzlich! man mache mir nicht weiß, daß hier irgend eine Befürchtung sich gegründet finde, und gäbe ich auch Alles zu, so muß schon deßhalb der schwarze Anschlag scheitern, weil er gegen eine Dame gerichtet ist, die eben so sehr durch Schönheit, wie durch die strengste Tugend glänzt.“ Diese Worte wurden lauter ausgesprochen, weil sie halb an den Grafen gerichtet waren, dem man etwas Angenehmes sagen wollte, obgleich Jedermann wußte, daß der Graf eben so schläfrig und indifferent, als seine junge, feurige Gattin schön und lebenslustig war. Die Herzogin pflegte, wenn man ihr von dieser Geschichte sprach, zu erwidern, sie sehe hier ein ganz gewöhnliches Kunststückchen eines eifersüchtigen und dennoch bequemen Ehemanns, der sich nicht anders vor gefährlichen Nebenbuhlern zu retten weiß, als indem er sich hinter einen durchtriebenen Schelm steckt, der der Schönen weiß machen muß, daß ihr bei der nächsten Uebertretung ihrer ehelichen Treue das Messer eines Bravos in den Busen fährt, wobei sie leichtgläubig genug ist, das Mährchen für Wahrheit zu nehmen. „Nun ja, ich habe nichts dagegen und wünsche dem Grafen Glück zu seiner

treuen Gattin, denn das Schreckbild ist klug genug gewesen, keine Zeit zu bestimmen, und so wird sich die Dame bis in ihr spätestes Alter in Acht nehmen."

Ein Theil der Gesellschaft stimmte unbedingt dieser, durch den bekannten Witz der Herzogin unterstützten Ansicht bei, ein anderer Theil, und zwar die Anhänger romantischer Verhältnisse, denen Mademoiselle Gaussin und die Prinzessin beitraten, entschied sich für die unbedingte Wahrheit der Thatsache, wie die unglückliche schöne Frau sie erzählt hatte. Auf jeden Fall war hier ein weites Feld für die interessanteste Intrigue eröffnet. Alle Blicke der Gesellschaft waren auf den maskirten, entsetzlichen Galeerensklaven gerichtet.

Die Verehrer der Gräfin, deren eine große Anzahl war, fingen an, sich unter einander mit mißtrauischem Auge zu betrachten, so wie sie wiederum der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge waren. Wer ein paar schwarze Augen hatte, war und blieb verdächtig; das zweite Merkmal, das die Gräfin genannt hatte, das schwarze Haar, konnte nicht gelten, denn eine Perrücke sah aus wie die andere; dagegen untersuchte man die Gestalt, und viele schmalschultrige, dünnbeinige Leute waren froh, daß man sich darüber vereinigte, bei ihnen sey durchaus nicht die Gestalt

eines handfesten Galeerensklaven zu finden; sie fuhren daher dreist in ihren Bewerbungen fort, indeß mancher schöne Knabe, dem die Natur einen kräftigen Wuchs und feurige Augen gegeben, durch das Urtheil der Menge seine Hoffnungen schwinden sah. Der Marquis Rosier, den man sorgfältig beobachtete, spielte, ob mit oder ohne Grund, den Unbefangensten; ja er äußerte sogar, als man über jene Begebenheit in Neapel sprach, er bezweifle die Richtigkeit der Thatsache nicht einen Augenblick, denn es sey ihm nur zu bekannt, wie rachsüchtig seine Landsleute seyen, und daß es gar wohl Charaktere gebe, die den Plan einer so raffinirten Rache fassen könnten; doch glaubte er der Gräfin, nächst dem Schirm, den ohnedies ihre Tugend gebe, die Versicherung ertheilen zu können, daß, da sechs Jahre bereits dahingegangen, jener Elende entweder nicht mehr lebe, oder wenn er aus der Haft freigesprochen worden, wohl indeß auf andere Gedanken gekommen sey und seinen Vorsatz aufgegeben habe. Diese Worte, ohne das mindeste Zeichen von Befangenheit ausgesprochen, nur vom warmen Gefühl für die Dame eingeflößt, löschten einen Theil des Verdachtes aus, und man fing an, daran zu denken, daß es, auch außer dem Gefürchteten, Italiener geben könne mit dunkeln Augen und einer gelben Gesichtsfarbe. Waren

die schwarzen Augen in so schlechtem Rufe, so schienen die blauen dagegen dazu bestimmt, ohne Schwierigkeit zu siegen; allein auch hier drohte der Schönen Verderben; denn konnte man wohl so genau die Farbe von ein paar schönen Augen untersuchen, ohne sich in die Gefahr zu begeben, so tief in sie hineinzusehen, daß gerade dadurch ein Unheil herbeibeschworen wurde, das man zu vermeiden die Absicht hatte? Es blieb darum kein anderes Mittel, und die Witzlinge gingen so weit, es hinter dem Rücken der Gräfin laut auszusprechen, als das Gelübde gänzlicher Weltabsonderung zu thun. Allein durfte man einen solchen Rath einer Dame geben, die wie eine Rose blühte und ein Heer von Schmetterlingen um sich sah?

Inzwischen gab sich der Eremit von Ferney Mühe, die Aufmerksamkeit seiner Gäste auf sich und seine Poesien zu lenken; das Schäferspiel, von dem er seiner Freundin geschrieben, war fertig und die Rollen ausgetheilt. Es schilderte das Leben Apolls unter den Hirten. Der Eremit hatte, von seinen Freundinnen verführt, sich überreden lassen, mitzuspielen und die Rolle des als Hirten verkleideten Götterjünglings zu übernehmen. Die Rolle einer spröden, träumerischen Hirtin hatte die schöne Gräfin erhalten, der Marquis bekam eine kleine Heerde, die er weidete,

Mademoiselle Gaussin wurde auch beschäftigt, und für die Prinzessin war der Anzug einer Flußnymphe fertig, ein Reifrock von wasserblauem Atlas, mit Schilfrosen garnirt; oben auf der gepuderten Frisur à la belle Gabrielle sollte ein kleiner Kranz von Schilf prangen, und für den Busen hatte die Prinzessin eine schimmernde Wasserlibelle aus Diamanten machen lassen, die an eine Zitternadel befestigt werden sollte. Jedermann freute sich auf die Aufführung, besonders auf die Figur, die die kleine häßliche Person als Flußnymphe zum Besten geben würde. Vor der Aufführung hatte sich jedoch das Mißgeschick verschworen, Voltairen einen häßlichen Streich zu spielen. Eine Bande Puppenspieler hatte sich in Genf niedergelassen; gelockt durch die Menge der Gäste, die in Ferney sich vereinigt hatten, waren sie mit einer Truppe von Affen und Hunden herübergezogen, und der Wirth des Hotels, in dem die schöne Gräfin wohnte, räumte zu den Spielen einen Vorsprung am ersten Geschoß ein, der eine Art von Balkon bildete und von dessen freistehender Erhöhung ein paar Affen und eine Anzahl Hunde, die Akteurs dieser Bühne, sich dem unten versammelten Publikum am günstigsten zeigen konnten. Es war am Abend des Tages, da im Schlosse die Aufführung des Singspiels vor sich gehen sollte, als Voltaire, der seine Toilette

für die Bühne vollendet hatte, vom Kitzel getrieben wurde, sich in seinem Kostüm dem Auge der schönen Gräfin zu zeigen. Seine Kleidung bestand aus einem Rock von rosenrothem Atlas; Weste und Kniehosen weiß, die Strümpfe jedoch wieder roth mit hoch hinaufgehenden goldgestickten Zwickeln, auf den Schuhen Rosetten nebst goldenen Schnallen; in der Rechten hielt er einen Schäferstab, über die Schulter lief ein rothes Band, an dem eine zierliche kleine Hirtentasche befestigt war, aus der ein paar Blumensträuße und Virgils Bucolica, in Maroquin gebunden, hervorguckten, ein dritter Blumenstrauß prangte an dem Busen, der Schäferhut war mit einem Lorbeerkranz geschmückt und in jeder Locke der Perrücke steckte ein Lorbeerblatt, in der Linken ruhte eine goldene Leier. In diesem Kostüm schlüpfte der Dichter durch den verbindenden Gang, der aus seinem Schlosse zum Hotel der Gräfin führte, und erschien mit einem leichten, tänzelnden Schritt in dem Zimmer derselben. Es war leer; behutsam steigt er in den ersten Stock herab und begegnet einer Zofe, die ihn versichert, ihre Dame habe sich eben erst hier gezeigt; Voltaire tänzelt weiter und trifft in einem Gemach, von dem eine Thüre auf den Balkon führt, den jungen Travenol, der müßig und träumend auf einem Stuhl liegt, und der jezt aufspringt, da

sich der gepuzte Puderkopf des Poeten langsam in die Thüre steckt. Der muthwillige Jüngling verbeißt das Lachen, das bei diesem Anblick in ihm aufsteigt; er erkundigt sich, was der gnädige Herr befehle, und da Voltaire seinen Wunsch gesteht, die Gräfin zu sehen, öffnet jener, ob aus Muthwillen, oder weil er wirklich glauben mochte, die Dame befinde sich dort, die Thüre auf den Balkon, und das Mißgeschick will, daß der Dichter gerade unter die spielenden Hunde tritt, als der Direktor der Truppe eben mit lauter Stimme ausruft: „Hier, meine geehrten Zuschauer, tritt nun der große Affe als Schäfer auf!“ — Man kann sich das Erstaunen, den Zorn des Dichters denken, der, Anfangs die Worte des Direktors für unerhörten, dreisten Spott haltend, ihn auf's Heftigste zur Rede stellen will, bald aber aus dem Befremden desselben und aus dem Umstand, daß dicht hinter ihm das angekündigte Thier erscheint, merkt, daß hier ein unglücklicher Zufall sein Spiel treibe. Schnell sich zurückziehend, konnte er glauben, daß keiner der unten versammelten Zuschauer ihn in der Kleidung erkannt habe, und wirklich war der größte Theil zweifelhaft gewesen, für was sie die plötzlich hervortretende abenteuerliche Gestalt halten sollten; Andere aber hatten Voltairen erkannt, und man kann sich denken, daß schon nach einer

Stunde die lustige Anekdote im ganzen Schlosse erzählt wurde. Die alte Herzogin von St. Martin wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, als sie das Histörchen vernahm. „Man sehe!“ rief sie, „nicht zufrieden mit dem Ruhm, der beste Kopf in Europa zu seyn, treibt ihn die Eitelkeit so weit, sogar einem armen Affen den Rang ablaufen zu wollen.“ Die Witzlinge konnten sich über diesen Vorfall nicht zufrieden geben; aber die Verehrer des Eremiten, er selbst an der Spitze, schäumten vor Wuth, und man ging so weit, dem jungen Travenol die ganze häßliche Intrigue zuzuschreiben.

Als die Gräfin ihren jungen Freund entschuldigen wollte, sagte der Dichter gereizt: „Madame, es bedarf hier keines Wortes; Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich Feinde habe, hartnäckige, bösartige Feinde, Feinde, deren Wuth und Rachsucht desto höher steigen, je weniger ich ihre Bosheit bemerke, und je wirkungsloser bis jezt ihre giftigen Pfeile an dem Panzer meiner Klugheit und dem der Thätigkeit meiner Freunde abgeglitten sind. Und nun besonders dieser Travenol stammt von einer Familie ab, Madame, die sich vereinigt hat, mich auf's Gröblichste zu beleidigen. Sie kennen meinen Prozeß mit dem Musiker Travenol und seinem Vater, die beide nachher auf meine Veranstaltung

im Bicêtre saßen; diese Ungeheuer hatten den Muth, Schmähschriften gegen mich in's Publikum zu streuen, welche man sogar über's Meer nach England brachte; zum Glück endigte sich die ganze Angelegenheit auf eine Weise, die da zeigte, daß, wenn einige Unwürdige einen großen Mann zu kränken wagen, er dieses dadurch rächt, daß er verzeiht und großmüthig schweigt. Jezt aber erwächst mir in jenem unruhigen Blondkopf, dem Sie, Theuerste, ganz ohne Grund ein so zärtliches Vertrauen schenken, ein neuer Feind, der Lust zu haben scheint, die Händel seiner saubern Verwandten fortzusetzen; allein es soll ihm übel bekommen. Sein Einfall war es ohne Zweifel, mich auf jene boshafte und schimpfliche Weise der Menge vorzuführen, und jenes Lächeln bei der Vorlesung der Zaire ist mir ebenfalls nicht entgangen; doch er soll es büßen, der Hohlkopf, der Gelbschnabel, der Geck!" Die Gräfin legte dem Dichter die schönen Finger auf den Mund, indem sie lispelte: „Still! dürfen dergleichen Ausdrücke über Lippen, die noch vor wenig Tagen uns so unsterbliche Verse gespendet haben?" Voltaire küßte ihre Hand, bestand aber darauf, daß Travenol auf irgend eine Weise von ihr bestraft werden müsse. Als die Gräfin darauf erwiderte, sie könne Niemand bestrafen, über den sie keine Autorität ausübe, sagte der Dichter mit boshaftem

Lächeln: „Madame, ganz Ferney weiß, daß der junge hübsche Mensch keine andere Gebieterin hat als Sie, und daß er sich von diesen Fesseln um so weniger befreien wird, je mehr Sie darauf bedacht sind, das Daseyn derselben zu läugnen.“ Die schöne Gräfin lachte, ihre schönen Augen sahen mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Schalkheit den schmunzelnden Poeten an, und das Köpfchen auf die Seite gebogen, lispelte sie: „Glauben Sie? — Nun wohl, man straft nicht, was man liebt.“ Sie stand auf, und mit einer lächelnden Verbeugung war sie verschwunden. Voltaire blieb sitzen, er nahm langsam eine Prise aus einer Dose, die sein eigenes Bild als gekrönten Dichter zeigte und welche die Marquise du Chatelet ihm verehrt hatte; dann erhob er sich und in seinem Innern reifte der Plan, wie er sich rächen könne für die abschlägige Antwort, die er so eben erhalten.

Am andern Morgen wußte es das ganze Schloß, daß der junge Genfer Offizier, Hyppolit Travenol, der erklärte Liebling der schönen Gräfin sey; doch Voltaire's hämische Tücke ging noch weiter, er verband sich mit der Prinzessin, der Herzogin von St. Martin und der Mademoiselle Gaussin, um eine Farçe einzuleiten, die die meisten Gäste für das unterbliebene Schäferspiel schadlos halten sollte. Die Hauptintrigue war

auf die Entzweiung der Dame mit ihrem Geliebten gerichtet; dieser Zweck sollte erreicht werden, indem man einen jungen Bildhauer, der sich in Genf seit einiger Zeit aufhielt und dessen Anblick, wie man bemerkt hatte, der Gräfin nicht gleichgültig gewesen, auf irgend eine Weise, gleichsam wie zufällig, mit der Dame zusammenbringen wollte. Voltaire, der den jungen Mann schon in Italien kennen gelernt, und der wußte, wie auch jener sich in der Stille für die gefeierte Schöne interessirte, nahm die Ausführung dieses Theils des Anschlags ganz auf sich; die vereinigten Damen versprachen dagegen, des jungen Travenols Treue in den Augen seiner Geliebten verdächtig zu machen, und so durch die Eifersucht und Rache die Kraft der Triebfeder zu verstärken, die Voltaire in Bewegung sezte. Außer daß man den jungen Travenol stürzte, gewann man noch durch dieses Kunststückchen den Vortheil, die Gräfin von ihrer abergläubischen Furcht zu heilen; ja um den Scherz zu vollenden, sollte sich der neue Geliebte im Augenblick seines zärtlichen Empfangs als Galeerensklave zu erkennen geben; Strafe genug wäre alsdann der Schreck, den die Schöne empfinden mußte. Alle vier Verbündeten klatschten sich Beifall zu, als dieser Plan so weit gediehen war; nun aber trat die Prinzessin mit der Bemerkung auf, daß die Furcht der

Belleson vor ihrem Rächer erst entfernt werden müsse, ehe man hoffen könne, daß sie in die gelegte Falle gehe, und hiezu schien kein passenderes Mittel, als den Marquis, der indeß in seinen Bewerbungen um die Gunst der Dame auf's Eifrigste fortgefahren war, als den fürchterlichen Maskirten anzugeben; auch dieser Aufgabe unterzog sich der Dichter, und die Damen ließen ihm vollkommen freie Hand.

Indeß diese Maschinerie nun von allen Seiten in Bewegung gesezt wurde, ahnete der Gegenstand derselben nicht die mindeste Gefahr. Die Gräfin schien das drohende Gespenst ziemlich vergessen zu haben. Sie war die Heiterkeit, der Muthwille selbst. Auf einer Fahrt nach Genf, die sie in Gesellschaft der Prinzessin und der Herzogin unternahm, sprang die erste Mine der Verbündeten. In einem artigen Hause, in dem man einkehrte, erblickte die Dame den jungen Offizier, wie er eben in einer ziemlich vertraulichen Stellung einem jungen hübschen Mädchen Unterricht in der Musik gab; dieses Mädchen war Niemand anders, als das Kammermädchen der Prinzessin, das seine Rolle meisterlich spielte und, von ihrer Gebieterin unterrichtet, als die Damen sie zur Rede stellten, einen recht artigen Roman erzählte, ja zulezt mit verstellter Unbefangenheit einen Ring zeigte, den man dem jungen Travenol

geschickt entwendet hatte und der ein Geschenk der Gräfin war, wie man wohl wußte. Diese hörte den Bericht mit verstellter Gleichgültigkeit an, im Innern jedoch verwirrt und entrüstet, nicht wissend, was sie zu einem so schlagenden Beweise von Untreue denken solle. So fuhr sie mit bekümmertem Herzen weiter, nachdem die verbündeten Damen eine Unterredung mit dem Offizier zu hintertreiben verstanden hatten.

In Genf angelangt, stellt sich Voltaire plötzlich von dem Einfall begeistert, die Büste der schönen Frau zu besitzen, um sie in seinem Salon in Ferney aufzustellen; die Prinzessin äußerte ihren Beifall, und trotz der Weigerungen der Belleson fährt man zu Herrn Sinelli und dort wird alles in Richtigkeit gebracht; die Gräfin entschließt sich, ihm zu einer Büste in Marmor zu sitzen; der junge Künstler zeigt sich theilnehmend, liebenswürdig, gesprächig, die Frauen hören ihm mit Begeisterung zu, und als man heimfährt, will Jede bemerkt haben, daß der schöne Mann Eindruck auf das Herz ihrer Freundin gemacht habe. Bei der Gelegenheit erzählt Voltaire ein glänzend erfundenes Mährchen, das er mit Allem ausstattet, was nur die Phantasie aufbieten kann, um dem Herzen einer schönen und geistreichen Frau Interesse einzuflößen. „Ich kenne diesen jungen Mann,“ sagte er, „schon aus Italien

her; doch ach! wie ganz anders waren damals seine Verhältnisse; er war wohlhabend, unabhängig, der Neffe eines reichen Prälaten, des Kardinals Sinelli, und so schienen seine Ansprüche auf eine ausgezeichnete Lebensstellung durchaus begründet; er gehörte zu den seltenen Menschen, die ich gekannt.“ — „Der Neffe des Kardinals Sinelli!“ rief die Gräfin; „ist's möglich? und was hat ihn seines Namens und Glücks beraubt?“ — „Eine unglückliche Liebe,“ erzählte der Dichter; „er lernte ein Mädchen kennen, das, wie er mich damals glauben machen wollte, nichts besaß, als ein zärtliches, edles Herz und einen unbescholtenen Namen, Schätze, deren Werth ein Mann, wie der Kardinal, nicht anzuerkennen vermochte. Der junge Mann verließ sein Vaterland, sein Vermögen, und verband sich mit dem Mädchen, welches diese Opfer dadurch vergalt, daß sie bald nach der Hochzeit mit einem schändlichen Freunde entfloh und ihn der Verzweiflung Preis gab, vor der jedoch seine große Seele ihn bewahrte. Ja, als nach wenigen Jahren der treulose Freund mit der Entführten in die tiefste Armuth versank, so unterstützte der Edle sie mit dem, was er durch die Arbeit seiner Hände erwarb, ohne zu leiden, daß jene ihren Wohlthäter kennen lernte.“

Die Prinzessin und die Herzogin waren entzückt über so viel Edelmuth, die schöne Belleson neigte ihr Haupt, und indem sie vor sich hin sprach: „Armer Betrogener!“ entrollte eine Thräne ihren schönen Augen. Die Prinzessin warf Voltairen einen Kuß zu, den dieser mit einem triumphirenden Lächeln beantwortete, indem er ihr zu schweigen winkte. Am Morgen darauf fährt die Gräfin allein zu Sinelli, denn die beiden Damen haben eine Menge Gründe, warum sie sie nicht begleiten konnten. So werden die Besuche eine Woche lang alle Morgen fortgesezt, auch die zweite Woche geht so hin. Voltaire ist indeß in Ferney gewesen; als er zurückkommt, findet er zwar die Büste lange noch nicht vollendet, dagegen macht er eine Entdeckung, die er nicht anders als unter vier Augen seiner Freundin mittheilen will. Als er bei ihr eintritt, ruft er laut: „Um Gott, Madame, was haben Sie gemacht? Der Graf Sinelli liebt, liebt schwärmerisch; kaum habe ich ihn wieder erkannt, so sind seine Züge verändert.“ — „Voltaire!“ rief die Gräfin, „warum sagen Sie mir das?“ — „Warum! schöne Seele! weil Ihre Unbefangenheit auf Kosten eines unglücklichen Jünglings, meines Freundes, sich den Schein der Unschuld gibt. Sie wollen von nichts wissen, indeß jener am Rande des Grabes schwebt? Undankbare!

so vergelten Sie meine reine Absicht, die Züge eines Antlitzes auf die Nachwelt zu bringen, die eben so gefährlich und tückisch als schön sind?“

Ein schwärmerisches Lächeln zog über das Antlitz der reizenden Frau, sie antwortete mit keiner Sylbe, allein sie verließ Genf, um ihren Gemahl, der ihre Rückkehr wünschte, in Ferney zu sehen. Indeß hatten die verbündeten Damen den jungen Travenol gegen seine Freundin einzunehmen verstanden; er verließ Ferney, noch ehe die Gräfin zurückkehrte; statt seiner erschien Sinelli, um die Probearbeit seiner Büste der Versammlung zu zeigen. So zurückhaltend und den Gesetzen einer ritterlichen, ehrerbietigen Ergebenheit gemäß auch sein Betragen gegen die Gräfin war, so entging einem nur im mindesten scharfblickenden Auge nicht, daß jene Glut, die Voltaire geschildert, wirklich sein Inneres durchtobte; oft sah man ihn Stunden lang, wenn er sich unbemerkt glaubte, den Blick seiner schwarzen blitzenden Augen auf die Gräfin richten, mit einem Ausdruck, der, wie die Herzogin von St. Martin bemerkte, eben so viel von der verderblichen Eigenschaft des Feuers, als von seinem Glanz hatte. Doch je lastender das Gewicht eines leidenschaftlichen Schmerzes auf der Seele des unglücklichen jungen Mannes zu liegen schien, desto mehr schien im Gemüth seiner schönen Geliebten

ein finsterer Schatten aufzusteigen, der sie daran zu mahnen schien, daß für sie über jeder üppig erschlossenen Blüthe ein bleicher, mahnender Todesengel schwebe. Sey es, daß dieser Gedanke für eine schöne, von der höhern Romantik der Liebe begeisterte Frau mehr Anziehendes als Abstoßendes hatte, sey es, daß zum erstenmal Gefühle in ihrem Herzen keimten, deren Stärke und Glut jede andere Rücksicht verschlangen, genug, die von ihrer Stirn geschiedene Heiterkeit, das entflohene Lächeln ihres Auges und die Einsamkeit, die sie suchte, waren für die Verbündeten Zeichen genug, daß der Pfeil, mit dem sie gespielt hatten, das Opfer, wider ihren Willen, bis in's Herz verwundet hatte. Die Gräfin glaubte, indem sie sich mit ihrem Platz am Krankenbette ihres Gemahls vor der Gesellschaft, rücksichtlich ihrer Trennung von derselben, entschuldigte, sich vollkommen vor Nachreden sicher gestellt; es kam ihr nicht in den Sinn, zu vermuthen, daß ihr Schicksal jezt gerade die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf's Lebhafteste fesselte. Es war ausgemacht, daß es jezt zur Katastrophe kommen mußte, und Voltaire arbeitete darauf hin, indem er einen Brief dichtete, in welchem er sich melden ließ, daß der Marquis Rosier ein Mensch niedern Standes sey, der wegen eines Verbrechens einige Jahre auf der Galeere gesessen habe. Diese

Verläumdung, die bloß der Gräfin mitgetheilt werden sollte, wurde durch eine seltsame Fügung des Zufalls unnütz gemacht.

Ehe Voltaire jenen Brief zu Stande brachte, erschien ein Polizeibeamter aus Lausanne, der im Auftrag des päbstlichen Geschäftsträgers ein Schreiben überbrachte, in welchem die Auslieferung eines durch mannichfaltige begangene Verbrechen den Gesetzen anheimgefallenen Menschen an die Polizeibehörde von Lausanne anbefohlen wurde, da man in Kenntniß gebracht, daß der Flüchtling unter dem Namen eines Marquis Rosier sich auf dem Schlosse zu Ferney aufhalte. Man kann sich den Schreck und die Verwunderung des Dichters denken, als er jezt den Steckbrief las, der die genaueste Beschreibung der Gestalt des Marquis enthielt. „Ich war," schrieb er in einem Briefe an den Schauspieler Lecain, „wie vom Donner gerührt, als ich einen Menschen dem Gerichte übergeben sah, in dem Moment, als ich, vom Geiste einer wunderbaren Ahnung getrieben, ihm das Verdammungsurtheil schreiben wollte, bloß um auf eine, vielleicht etwas leichtsinnige Weise ein gutes Werk zu stiften und eine junge, liebenswürdige Dame, ihr über einen kleinen Skrupel hinweghelfend, in die Arme der edelsten Freundschaft zu führen."

Die Nachricht von des Marquis Verhaftung und endlich von seiner Flucht erfüllte das ganze Schloß mit Schreck und Entsetzen. Niemand zweifelte jezt, den furchtbaren Galeerensklaven vor sich gesehen zu haben; man verglich einzelne Züge, das Betragen und Wesen des Flüchtlings, Aeußerungen, welche ihm entschlüpft waren, und jeder dieser Pinselstriche trug dazu bei, das entsetzliche Gemälde zu vollenden, welches die volle Gefahr schilderte, in der die unglückliche Gräfin bis jezt geschwebt. Man überhäufte sie mit Glückwünschen, und da nach einigen Tagen die Ergreifung und Verhaftung des Marquis bekannt wurde, baten sie die ängstlichsten Leute, sich jezt aller Sorge und Angst zu entschlagen, da der fürchterlich drohende Begleiter ihres Lebens verschwunden sey. Diese Worte und mehr noch dasjenige, was vor ihren Augen vorgegangen war, blieben auch nicht ohne Wirkung auf die Dame; sie wurde wieder heiterer und Jedermann hielt eine Angelegenheit für beendigt, mit der so lange die Köpfe einer so angesehenen und auserlesenen Gesellschaft sich beschäftigt hatten; ja die Verbündeten gingen so weit, ihre Stellen förmlich niederzulegen. Die Prinzessin machte sich wieder an die unterbrochene Uebersetzung der Poesien des großen Dichters, die Herzogin von St. Martin schickte sich an, nach Paris zurückzureisen,

und Mademoiselle Gaussin wollte Fernev verlassen, da die Jahreszeit, schon merklich vorgerückt, sich dem Herbst näherte und man eben zu Versailles beschäftigt war, eine neue Darstellung des Mahomet zu veranstalten. So schien die Farçe beendet, die Voltaire entworfen, die Schauspieler entledigten sich ihres Theaterkostüms und traten wiederum in's prosaische Leben. Aber ach! wer hätte es geglaubt, daß die tragischen Götter selbst im finstern, verhüllenden Gewölk sich droben versammeln würden, um mit drohendem Ernst die leichtfertige Posse zu beschließen, die ein paar müßige, eitle Menschen unten angelegt! Als Voltaire sich in Genf ein paar Tage aufgehalten hatte, empfing er folgenden Brief, dessen Inhalt ihn mit Entsetzen erfüllte:

„Wenn Sie diese Zeilen empfangen, großer Mann, so ist die That schon vollbracht, die ich, dem heiligsten Eidschwur folgend, zum Inhalt meines Lebens gemacht hatte. Vor einer Stunde erhielt ich ein Billet, dessen Inhalt einen Andern an meiner Stelle zum Glücklichsten auf der Erde gemacht hätte; mich ruft es zur Rache. Wenn das leuchtende Gestirn des Orion, den ich in den Tagen meines tiefsten Elends herableuchten sah in die Wellen des Golfs, während mein starres Auge über meine dahingelagerten unglücklichen Gefährten dahinglitt, wenn dieses segensreiche

Gestirn am nächtlichen Himmel die schlafmüde Welt zur Ruhe ladet, dann, o Freund, schleiche ich sichern Fußes in den Tempel der Liebe, um dort mein Opfer zu erspähen. Sie erschrecken, Sie wissen nicht, wie Sie diese Worte nehmen sollen, und Ihr geschwinder Witz hilft ihnen sogleich, sie für einen übeln Scherz zu erklären. Zu früh! Seelenmaler, der Sie seyn wollen, werfen Sie den Pinsel weg, erklären Sie, daß Sie es nie verstanden, Charaktere zu malen, die, auf das Entsetzlichste von den Menschen mißhandelt, sich jezt mit der ganzen Kraft ihres Wesens rächend entgegensetzen; erklären Sie dieses, wenn Sie meinen Entschluß für unmöglich halten. Wahrlich, Ihre Tyrannen, Ihre Wütheriche haben kein Leben! Hauchen Sie Ihnen ein den Athem eines Busens, der, wie der meinige, von zwei mit einander kämpfenden Flammen, von Haß und Liebe, durchglüht wird. Ja, ich liebe die Gräfin; doch weil ich sie liebe, so muß die tückische Verrätherin sterben; auf sie ist meine Wahl gefallen, sie möge büßen, was das Geschlecht an mir verschuldet, und wer könnte besser zu diesem Opfer dienen, als eine Seele, die in der reizendsten, einschmeichelndsten Hülle so kalten, tödtlich verwundenden Spott birgt! Die Worte, die ich jezt noch aufsetze, betrachte ich als ein Vermächtniß an Sie, mein Herr, das

ich Ihrem Eifer, mir zu dienen und meine Plane zu fördern, schuldig zu seyn glaube; wären Sie nicht gewesen, ich stände vielleicht noch weit von meinem Ziel. Die Geschichte meiner Leiden, die Sie der Gräfin wieder erzählt haben, ist nicht erdichtet, wie Sie es glauben. Das Geschick fing damit an, daß es mir einen Vater gab, den ich verachten, den ich hassen mußte; es vergiftete somit die frühe Quelle, aus dem die keimende Jugend Unschuld, Liebe und Erbarmen trinkt; ich lernte an denen, die mir am nächsten standen, was Schande, Laster und Verbrechen heißt. Doch wie fürchterlich die Schule war, die ich durchgemacht, einem Weibe kam es zu, mein Elend auf's Aeußerste zu bringen. Genug, mein Herr! ich will keine jener Bitterkeiten noch einmal durchkosten; gestürzt, tief gesunken, von Stufe zu Stufe durch Laster und Verbrechen getrieben, reifte meine Jugend der Verzweiflung zu und wäre dem gewissen Tode anheim gefallen, wenn nicht jener Augenblick, da ich jene verhängnißvollen Worte vernahm, mich plötzlich dem Daseyn wieder gegeben hätte; ich klammerte mich mit ganzer Kraft wieder an die Menschheit an, und jener Plan einer ausgesuchten Rache wurde der Lebensathem in meiner Brust. Mein Blick verfolgte jezt oft heimlich sein Opfer mit stiller Genugthuung; ich wußte es, sie war mein; keinen

Moment zweifelte ich, mein Ziel zu erreichen, nur auf welchem Wege ich hinstreben wollte, diese Betrachtung wurde jezt der Inhalt meiner schlaflosen Nächte. Ich wußte, daß nach einem Jahre meine Befreiung mir bevorstand, und nun ging ich im Geist alle Verhältnisse durch, welche dazu dienen konnten, meinen Zweck zu erreichen; freilich konnte ich damals nicht ahnen, daß mir Frankreichs berühmtester Geist die Hand bieten würde, um mit Einem Schritte mich an's Ziel zu führen. Als meine Befreiung erfolgt war und ich erfahren hatte, daß die Gräfin Italien verlassen, folgte ich ihr nach Frankreich, hoffend, sie am glänzenden Hofe ihres Monarchen zu finden; doch sie war nicht dort. Niemand fand ich, der mir über ihren Aufenthalt hätte Auskunft geben können; endlich folgte ich einer dunkeln Spur und ging nach Wien. Hier fand ich sie; unter verschiedene Masken versteckt, suchte ich ihr zu nahen, doch meine studirtesten Plane scheiterten, und ich mußte bemerken, wie die schöne, sonst als freidenkend bekannte Frau von innerer Furcht zurückgehalten wurde, sich mir sowohl als irgend Einem zu nähern; dennoch tröstete mich die Gewißheit, von ihr nicht erkannt zu seyn. Sie verließ Wien und begab sich zu Ihnen nach Ferney, auch ich folgte; doch es war mein Plan, mich zuerst beobachtend in ihrer Nähe niederzulassen;

darum wählte ich Genf und erneuerte in der Stille meine Bekanntschaft mit Ihnen. Wie der Zufall später meinen Wünschen zuvorgekommen, die Verhaftung jenes Mannes, den ich nie gekannt, noch von seinen Schicksalen etwas gewußt — alle diese Dinge fügten sich, die Katastrophe herbeizubringen. Ich bin da, wo ich seyn wollte. Mann des Entsetzens, ich sehe, wie Sie erbleichen; doch fürchten Sie nichts, ich komme nicht, um Sie in's Komplott zu ziehen, Ihre gepuderte Perrücke, Ihr Atlasrock könnten nur auf einem solchen Gange verdorben werden; denn mein Weg führt mich in eine schaurige Gegend, in eine Gegend, wo Ihresgleichen nie zugelassen werden. Ich aber liebe jene Plätze, und meine Seele athmet frei. Dort, in kühler Nachtluft, zwischen moderndem Gebein stehe ich und werfe immer neu jene Fragen gen Himmel, vor denen das Antlitz verflossener, wie kommender Jahrhunderte erbleicht und zurückbebt. Ja, mein Herr, von der Leiche der Gräfin gehe ich in den Gerichtssaal, um mich selbst anzugeben. Ich bin der Welt überdrüssig, denn ich sehe, daß ich sie zu lenken im Stande bin. Ich fordere nicht, daß Sie mit mir übereinstimmen; dem Sänger der Pucelle wird eine That ewig unbegreiflich bleiben, die nicht den Witz des Salons, nein, den Witz der Hölle in sich trägt, eine That, die man nicht

bespötteln kann, weil mitten im Spott ein kalter Schauder unsere Seele übermannt. — Mir ist's genug, mitten in Ihr lüsternes, perfides Spiel gedrungen zu seyn, auf den Schauplatz Ihrer modernen Alltäglichkeit meine großartige That hingesezt zu haben, einen Koloß unter Puppen. Eine Seele hat sich gezeigt, wo früher nur Larven gingen, eine erwünschte Erscheinung für Sie, wenn Sie das wären, was Sie nicht sind — ein Dichter."

Voltairen, den dieser Brief traf, als er eben beim Buchhändler Gryot zu Abend speiste, schien eine Ohnmacht anzuwandeln; er sank in seinen Sessel zurück, und als sich die Familie um ihn versammelte, den Inhalt jenes unglücklichen Briefes zu erfahren, bat der Dichter, man möchte vor allen Dingen seinen Wagen vorfahren lassen. In diesen wirft sich der Entsezte, und als eben der Mond seine stille Wanderung am nächtlichen Himmel beginnt, fliegen die gepeitschten Rosse in stäubender Eile mit dem Dichter die Straße nach Ferney hin. Er langt an, und, o des Kontrastes! die Ruhe der Unschuld, der sichere Schlaf eines ungetrübten Friedens liegt über die Gegend hinverbreitet; kein Laut regt sich, nur das Geräusch des einfahrenden Wagens tönt in der Einsamkeit wider. Der Dichter läßt vor dem Hotel der Gräfin halten; es ist in tiefe Ruhe begraben,

er fährt vor sein Schloß, steigt aus und geht mit einem Licht, allein und mit fast bebenden Knieen, in die Gemächer der Gräfin hinüber. Ueberall tiefe Ruhe, der Mond wirft seine lange Lichtstreifen in die verlassenen Zimmer — jezt ist er am Schlafgemach — er lauscht, kein Athemzug rührt sich — der Dichter weiß sich vor Entsetzen nicht zu lassen, er glaubt noch die Tritte des Mörders zu hören, der sich so eben fortgeschlichen hat — endlich öffnet er behutsam die Thür; „Madame!“ ruft er leise, dann etwas lauter: „Madame!“ Keine Antwort; jezt fällt es ihm ein, daß es besser wäre, das Kammermädchen aufzuwecken, doch seine Unruhe läßt ihm keine Ueberlegung; er will gehen, bleibt dennoch, und endlich kommt es ihm vor, als stöhne Jemand im Kabinet; schnell reißt er die Thür auf und — das Licht droht seinen Händen zu entsinken: auf dem Sopha ruht die Gräfin, ihr Gewand, ein Theil der Polster mit Blut bespritzt! Der Dichter bleibt regungslos stehen, da tönt eine schwache Stimme: „Sind Sie es, Freund, Retter!“ Voltaire stürzt zu ihren Füßen nieder, die Dame erhebt sich, ihr leichenblasses Gesicht ist von feuchten schwarzen Locken umflossen, noch perlt die kalte erstarrte Thräne der Todesangst ihr auf der Wange. „Sie leben, Theure, Sie leben!“ ruft der Dichter; „dem Himmel Dank!

die Wunde, welche die bewaffnete Faust des Wahnsinns schlug, ist nicht tödtlich gewesen!" Der Schmerz der Gräfin löst sich in Thränen auf, sie sinkt wieder zurück und der Freund entfernt sich, um einen Arzt zu suchen. Dieser erscheint und bestätigt, was Voltaire versichert hat; dieser ist wie ein Kind vergnügt, und indem er sich unzählige Mal über die Hand der Schönen küssend beugt, versichert er, für diese Augenblicke, wenn es so seyn müßte, sogar die Ehre hingeben zu wollen, der Verfasser der Henriade zu seyn. Die Kranke lächelt milde und verzeihend auf ihn herab; jezt kommt der Gemahl herbei, der sich verwirrt mit seinem festen Schlaf entschuldigt; Voltaire lacht ihm in's Gesicht und entfernt sich, um mit dem Polizeibeamten zu sprechen, der im Vorgemach wartet. Er findet in ihm einen würdigen Mann, der die Achtung des Publikums besizt. Der Dichter liest ihm jenen unglückseligen Brief vor, unter dem Lesen entfällt er ihm und er ruft einmal über's andere aus: „O Himmel! ist eine solche That je erhört! entsetzlich, fürchterlich!" Der Beamte zeigt ihm an, daß er schon Maßregeln getroffen habe, sich des Sinelli zu versichern. „Der Wahnsinnige!" ruft Voltaire. „Erklären Sie mir, Victoire, erklären Sie mir, theurer Mann, was ich höre und sehe; ich meine, wir sind im Traume!" — „Wüßten

Sie keine Mitschuldigen dieses unerhörten Verbrechens?“ — „Ich?“ rief der Dichter, „ich weiß von nichts. Wie Gyot, der dem rasenden Roland Rede stehen soll, kann ich sagen: Herr, mein kleiner Finger weiß mehr von dieser Geschichte, als ich.“ — „Und doch,“ entgegnete Victoire, „Sie kannten, Gnädigster, den Sinelli —“ — „Kannten?“ schrie der Dichter und fuhr mit Lächeln zurück; „und wen kenne ich nicht? und wer kennt mich nicht? Um Gotteswillen, Freund, nicht diesen Vorwurf! Kann ich etwas dafür, daß eine Million Menschen täglich meinen Namen nennt? Bin ich nicht der Erste, der immer wieder sich die Mühe gibt, zu beweisen, daß an einem gewissen Herrn von Voltaire, der sich einen Dichter und Philosophen nennt, nichts gelegen sey? Glaubt man mir aber? Ich habe es jedoch gleich gesagt, so lange sich der allerchristlichste König so weit vergißt, jenen unbedeutenden Versemacher zu verfolgen, ihn aus dem Lande zu verbannen, so können wir durchaus nichts gegen ihn ausrichten und sein Ruhm wächst von Stunde zu Stunde.“

Der Beamte lächelte und sagte nach einer Pause: „Sollten nicht vielleicht Personen hier im Schlosse —“ — Voltaire schüttelte das Haupt. „Unmöglich!“ rief er; „doch, da fällt mir ein Name ein, gewiß, ein recht widriger Name: der

junge Travenol, ein naseweiser, nichtsbedeutender Bursche, den man, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in eine Uniform gesteckt; er ist der Gräfin nachgegangen — es könnte seyn, daß, erbittert durch Hintansetzung — “ — „Sie meinen also?“ sagte der Präfekt. „Ich meine nichts!“ rief der Dichter verstimmt; „der ganze Handel geht mich nichts an; Sie sind Diener der Gerechtigkeit, ich bin Herr von Voltaire, der sich Ihnen hiemit freundlichst empfiehlt.“ Er stand auf und ließ den Gerichtsrath allein, der ihm mit einem Lächeln nachsah. „Travenol! armer Travenol! so sollst du noch büßen! O, die Geschichte ist mir bekannt, wie Sohn und Vater im Gefängniß schmachten mußten, bloß, weil es Ihnen gefiel, großer Mann, eine lose Verläumdung gegen sie auszustreuen. Wie hämisch! nur zu sicher bin ich, daß der Jüngling unschuldig ist.“ Er erhob sich und trat vor das große Wandgemälde, das die Versammlung der Musen darstellte, in deren Mitte Apoll die Henriade aus den Händen Clio's empfängt. „Schmählicher Hochmuth!“ rief der würdige Mann vor sich; „wie erscheinst du mit einem so glänzenden Talente gepaart!“

In drei Wochen war die Gräfin fast ganz hergestellt; Voltaire schrieb darüber an die Schauspielerin Gaussin! „Hier, meine Freundin, schicke ich Ihnen mit einigen Papieren alle jene schwarzen

Stunden, die wir erlebt haben, vereinigt zu; gewiß ein Stoff für die Tragödie, oder, lassen Sie es mich gestehen, eher für die Komödie. Ein zerlumpter Sklave, der am Ende ein Duc ist, ein paar leichtfertige Worte von den Lippen einer schönen Frau, darauf ein Rendezvous, ein Brief, in dem man mir schnöde Dinge sagt, die ich höchst komisch finde, und endlich, um den Wirrwarr vollständig zu machen, ein Dolchstoß! Hat Ihnen jemals etwas Phantastischeres geträumt? — Doch ich sitze am Bette einer schönen Frau, deren Brustwunde eben jezt erst geheilt ist, es ist darum kein Traum. Ich schicke Ihnen die Briefe und alle nähern Umstände; gehen Sie damit durch die Straßen von Paris und machen Sie ein öffentliches Geheimniß daraus; die Sache läßt sich doch nicht verschweigen; bald vielleicht ist's mir vergönnt, mit der schönen Geretteten nachzufolgen. Sinelli wird seine Strafe empfangen; ich hoffe, daß man ihn als einen Wahnwitzigen milde behandeln wird, und so wäre die Geschichte aus. Ich endige diese Zeilen, denn so eben läßt sich ein junger Mann bei mir melden, der wichtige Dinge mit mir zu besprechen haben soll.“

Dieser junge Mann war Niemand anders als Hippolit Travenol, der auf das gegebene Zeichen mit einer militärischen, raschen Bewegung

in's Kabinet trat, wo er den befremdeten Dichter sich so eben vom Schreibtisch erheben sah. „Was steht zu Befehl, mein Herr? womit kann ich dienen?“ Bei diesen Worten erschrack der feine Mann über die rothe, wilde Jugend, die auf den Wangen des Jünglings wie Zorn braunte; die ganze schlanke Gestalt, in die blitzende Uniform gespannt, schien von einem raschen, bebenden Nerv gelenkt; er rief: „Sie haben sich, Herr von Voltaire, wie mir mein Oheim St. Bruce gestanden, gegen den Polizeibeamten Aeusserungen erlaubt in Betreff meiner, die Sie jezt verfechten sollen.“ — „Verfechten?“ wiederholte der Dichter mit einem trüben Lächeln, „fechten? Junger Mann, Ihr Oheim und ich sind in dieselbe Fechtschule gegangen, und er wird sich zu erinnern wissen, wie wenig ich damals Vortheil gezogen von den Lehren unsres guten alten Maitres.“ „Sie sind ein Unwürdiger!“ rief der polternde Knabe, „hier ist ein Degen! Die Ehre eines trefflichen Mannes haben Sie gemordet, eine Familie haben Sie in's Elend gestürzt, und,“ sezte er hinzu, indem seine Stimme brach und eine Thräne über seine vollen Wangen rann, „einem ehrlichen Knaben das Herz seiner Dame gestohlen. Ziehen Sie, vertheidigen Sie sich, oder zittern Sie vor dem Ausgang dieser Stunde!“

Voltaire sah zu Boden, sein Auge hing an seinen Schuhschnallen, er machte eine Bewegung, um die Klingel zu ergreifen, doch der Offizier versperrte ihm den Weg. „Hier ist der Degen!“ rief der Jüngling. Der Dichter griff darnach, doch indem sich Travenol zum Kampf bereit stellte, schlüpfte jener an die Klingel und zog aus Leibeskräften daran. Zwei Diener traten herein und waren Zeugen der Scene; der Dichter trieb sie an, seinen Dränger zu entfernen; eine hohe Zornröthe überflammte das Antlitz des Jünglings, er warf einen langen und verachtenden Blick auf den Zurückbleibenden, steckte ruhig seine Waffe ein und schritt mit festem Tritt an den Schergen vorüber.

Das Grab des armen Andrej.

Ein Nachtstück aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth.

Auf der Straße, die von Petersburg nach dem kaiserlichen Lustschloß Zarskoiselo führt, findet sich ein schönes, nicht eben sehr großes, doch in dem elegantesten Geschmack damaliger Zeit aufgeführtes Gebäude, welches die Kaiserin Elisabeth, als sie noch Prinzessin war, erbauen ließ und es einige Sommerwochen bewohnt hat. Gegenwärtig steht es öde und verlassen, seine Mauern sind dem Verfall nahe und die Gegend umher ist in ihren ursprünglichen wilden und einsamen Zustand zurückgekehrt, aus dem die Hand der Kaiserin sie gerissen hatte. Die Geschichte dieses Schlosses ist die rührende Geschichte eines treuen Herzens, das fürstlicher Uebermuth und die Tyrannei weiblicher Laune zertrat; diese verfallenen Gemächer schmückte einst die Liebe, ihr Scharfsinn schuf den Plan zum Gebäude und ihr Zauberstab ließ die traurige Einöde sich mit den Reizen eines blühenden Gartens schmücken. Dieses Alles ist nun dahin! Die Tage des Glanzes sind verschwunden, und nur die traurige Kunde bleibt von Thaten,

welche uns aus der Nacht jener Zeiten voll Willkühr und Uebermuth überliefert werden.

Es war ein trüber Herbstabend, als ich den Kirchhof eines kleinen Dorfes besuchte, welches nicht weit von jenem Schlosse seine einsamen Hütten am Ufer eines Baches ausbreitet. Herbstliche Nebel füllten die Luft und die frühe Dämmerung, welche die Gegend einzuhüllen begann, zeugte von der Annäherung des langen, trübseligen Winters. Das Geräusch auf der Hauptstraße, die von zahllosen Wagen bedeckt war, welche entweder den Weg zur Hauptstadt suchten, oder von dorther kamen, verhallte bald gänzlich, und mit jedem Schritte, den ich näher dem Ruheplatz der Todten that, umgab mich auch mehr und mehr jene tiefe, melancholische Einsamkeit und träumerische Ruhe, die den Charakter nordischer Gegenden so treffend bezeichnet. Zwischen den Gräberreihen hinwandelnd, brachte ich meine Zeit damit zu, die Namen auf den Kreuzen und Steinen zu lesen. Ich betrat ein Plätzchen im fernsten Winkel, wo sich meinem Auge ein einfacher Stein ohne Namen, noch sonstiges Merkmal zeigte. Hohes Gras wölbte seine Spitzen über ihn, Moos bedeckte zum Theil seine Fläche, und seine tief eingesunkene Lage zeigte, daß man den, der unter ihm schlummerte, schon vor langer Zeit hier versenkt habe. Aber warum kein

Name? War der Busen des Unglücklichen mit so schwarzer Schuld belastet, daß man sich scheute, seinen Namen dem Stein einzugraben? wie, oder ist dieses Grab das einzige, von dem die bezeichnende Hand der Liebe, sonst an jedem noch so anspruchlosen Kreuze weilend, sich abwandte, dessen einsamer Bewohner Niemanden hatte, den er sein nannte? — „Armer Schläfer!“ rief ich, „so bist du der Einzige, der ungerufen, wie ein Dieb in der Nacht, dich hast zu deiner kalten, engen Ruhestätte stehlen müssen! Der Engel, der einst über diese Gräber rauschend dahinziehen wird, wenn er sie alle aufruft, die hier liegen, wie soll er dich nennen?“ Doch er wird die Sonnenblume fragen, die dort zu deinen Häupten einsam dasteht; sie, die aus deinem Herzen entsprossen ist, wird die Geschichte desselben wissen und manchen theuern Namen nennen, den deine Mitbrüder entweder aus Haß oder Furcht verschwiegen haben.“

In diesen Betrachtungen störte mich ein alter Mann, der mich schon lange mit Theilnahme betrachtet hatte. Er schien hier im Bereich der Gräber vollkommen zu Hause zu seyn; als ich mich zu ihm wandte mit der Frage: wer unter jenem Stein begraben liege, erhob er seine Stimme und mit einem Ausdruck von feierlichem Schmerz rief er die Worte: „Wen die Ungnade des

Gesalbten des Herrn verfolgt, dessen Name ist aus dem Buche der Geschaffenen gestrichen, er hat nie gelebt!“ Nach einer Pause fügte er mit milderem Ausdruck hinzu: „Lieber Herr, wollt Ihr wissen, wer dort liegt, so kann Euch dieses Niemand im ganzen Dorf besser sagen als ich. Seht, wenn der Himmel es nicht anders gelenkt hätte, so wäre ich jezt nicht der arme Astaf, der Todtengräber, und jener, der da liegt, trüge einen Namen, den auf die Nachwelt zu tragen, Marmor, Gold und Edelgestein viel zu niedrige Stoffe wären. Aber Ihr dürft mich nicht verrathen, thut das nicht, lieber Herr; denn sind gleich die Zeiten vorbei, wo die große Zarewna herrschte, kennt Niemand in der großen Stadt den armen Andrej und seinen Bruder, den alten Todtengräber, so ist Bosheit und Tücke doch noch nicht ausgestorben und ich habe einen Enkel, der Tambour bei der kaiserlichen Garde ist.“ Er hielt inne und näherte sich dem einsamen Grabsteine, den Hut in den gefaltenen Händen, und sein weißes Haar flatterte im Abendwinde. Wie im Gebete sprach er: „Die Wege des Himmels sind wunderbar! er hat das Herz der großen Kaiserin gewendet, die goldne Sonne ihrer Gnade ging ihm unter, und das frische Blut seiner Wangen sprühte unter die finstere Erde gleich einer Quelle, die jauchzend und prächtig vom Berge

niederfällt, goldfunkelnd im Morgenglanz, dann aber, ehe sie zum segensreichen Fluß anschwellen kann, vom gierigen Sand der Wüste gefressen, ohne Namen spurlos in die Erde sinkt. Das ist das Leben des armen Andrej.“

Ich sezte mich auf den Stein nieder, und als die lezten Strahlen der den Nebel durchbrechenden Sonne eben die nahe Kirchhofsmauer färbten, horchte mein Ohr dem Flüstern im falben Grase und den Tönen des Windes, der, über die öde Fläche dahinfahrend, die Häupter der Herbstblumen auf den Grabhügeln wiegte. Astaf, der Todtengräber, stand vor mir, auf seinen Stab gelehnt; die traurige Stätte noch einmal mit seinem Blicke messend, hob er mit einem tiefen Seufzer an, die nähere Geschichte seines unglücklichen Verwandten zu erzählen. Seine einfachen Worte hüllten sich, wo sie sein bewegteres Gefühl ausdrücken sollten, in jenen Schmuck der Rede, der dem gemeinen Mann eigen zu seyn pflegt und den orientalischen Ursprung des Volks anzudeuten scheint.

„Mein Gedächtniß,“ hub er an, „wenn es sich jener Zeiten des Glanzes erinnert, ist treu wie der Hund, der die kostbaren Kleider seines Herrn noch bewacht, da sie diesem längst nicht mehr angehören; so sehe ich noch die Gesalbte des Herrn, die große Zoreyna (Zarewna), wie

sie vor uns stand und ihr Auge auf mich und meinen Bruder fiel. Es war damals die große Truppenmusterung, der Türkenkrieg bewegte das Land, und die Hauptaufstellung war in der Nähe unseres Dorfes. Jene Ebene, die Ihr vor uns seht, die ihre öde, trübe Fläche weithin vor uns ausstreckt, damals hättet Ihr sie sehen sollen! Unabsehbar, keinem Auge ermeßlich, dehnten sich die Reihen der Krieger aus; Offiziere, Generale flogen unaufhörlich auf stolzen Rennern die Linien dahin. Trommelschlag, Kommandowort, kriegerisch Spiel tönte betäubend durcheinander, von den stampfenden Rossen erdröhnte weithin dumpf der Heideboden, und ich glaube, die Vögel des Himmels, erschreckt und verschüchtert, verloren sich auf Jahre aus dieser Gegend. Die Prinzessin verließ gleich am Anfang der Musterung ihre Kutsche; auf ihr stolzes Leibroß sich schwingend, zeigte sie sich inmitten des Haufens der Generale, stets in reger Bewegung. Nun geschah es, daß sie, bei einer Abtheilung Halt machend, im Gespräche mit einem Offiziere ihren Handschuh fallen läßt. Ehe jener vom Pferde sich herabschwingen kann, tritt der junge Andrej hervor, hebt den Handschuh auf und reicht ihn kniend der Prinzessin dar. Sie blickte auf ihn und auch auf mich, der ich neben ihm stand, und jener Blick, Herr, ist es, den ich nie vergessen

werde. Der junge Andrej war ein schöner Bursche, der schönste hier im Dorfe und wohl noch weiter hinaus; er war mein Bruder!

„Wenn Ihr jemals, lieber Herr, den Stamm der jungen Birke gesehen habt, wie sie, nicht beengt von dem am Boden klebenden niedrigen, gemeinen Gesträuch und nicht vom gierigen Schlingkraut umsponnen, von schmutzigem Moose gänzlich frei, schlank und biegsam ihre frische, balsamduftende Krone in die klaren Frühlingslüfte emporhebt, ein schöner Jüngling unter den alten Stämmen des finstern Waldes, so war Andrej, ein Sohn, wie das Gebet jedes Vaters ihn vom Himmel erbittet, ein Bursche, wie ihn sich jede schöne Dirne mit heimlichem Seufzer wünscht. Unter den muthigen jungen Kriegern war er der muthigste, die Gesänge, die damals das ganze Dorf kannte, die noch jezt mancher alte Graukopf seinen Enkel lehrt, er sang sie zuerst zur Balalaika — und er gerade sollte der einzige seyn, der den allgemeinen Ruhm der kaiserlichen Waffen nicht miterwerben durfte; er allein war ausgeschlossen aus der Reihe der Tapfern, welche ihr Blut verspritzen durften in jenen ewig merkwürdigen Tagen. Armer Andrej! noch sehe ich dich an jenem Baume dort gelehnt; in die Ferne war dein Auge gerichtet, und wie der Blick des Geliebten die Spur seines Mädchens

verfolgt, so verfolgte der deinige die tapfern Schaaren, die im Strahl der Morgenröthe mit klingendem Spiel zum Felde der Ehre, zum Schlachtfelde zogen. Das Dorf war wie ausgestorben, Alles, was noch Kraft und Muth im Busen spürte, hatte sich willig dem Zuge angeschlossen, nur Greise, Weiber und Kinder waren nachgeblieben. Zu diesen zählte sich der arme Andrej jezt, er verbarg sich, damit kein Blick der Gefährten ihn treffe und seiner spotte. Verzweiflung nagte an seinem Herzen und Thränen rollten über seine Wangen; doch die Zarewna wollte es nicht anders.

„Wen die Sonne bescheint, den kleidet sie in Gold und Purpur, und sollten auch Bettlerlumpen seine Glieder umhüllen. Wie es auch immer kommen möge, der Sohn des Glückes steigt unaufhaltsam, und bald sieht man seinen Fuß dort, wo die Häupter der Menge sich befinden, sein Haupt jedoch über alle erhoben, die ersten Segnungen des jungen Tages trinkend. Jenen Pallast, den Ihr dort gesehen, ließ damals die Zarewna bauen; es hieß, sie wolle hier die schöne Jahreszeit allein und ferne von dem Geräusch der Stadt hinbringen; Andrej aber durfte um sie seyn. Sie fand Gefallen an seiner Treue, seinen einfachen Sitten, seiner demuthsvollen Ergebenheit. Wenn er sie mit einer Thräne im Auge immer wieder bat, ihn ziehen zu lassen in den

Krieg, so bestrafte kein zürnender Blick seine Keckheit. Sie, die Kaisertochter, in Purpur geboren, ließ sich herab, um die Gunst des armen Sohnes der Haide zu werben. Sie selbst unterwies ihn in mancher Wissenschaft und Kunst. Die einsamen Winterabende blieb sie mit ihm allein; beim Schein einer vertrauten Lampe, Auge in Auge, gingen die flüchtigen Stunden im zärtlichen Gespräche, von keinem fremden Ohr behorcht, dahin. Lockte ein günstiger Himmel in's Freie, so zeigten sich in den stillen Gängen des einsamen Gartens seine beiden Bewohner entweder zu Roß oder zu Fuß, immer aber beisammen. Wie das Mädchen des Dorfes ihrem Erwählten zur Seite geht, so wandelte die Kaisertochter an seiner Seite. Wer damals die Worte der Liebe hätte belauschen können, die Verheißungen, die von den Lippen der hohen Frau tönten, er hätte etwas Anderes vorher gesagt, als daß der Bruder des schönen Günstlings am Abend seiner Tage den Spaten schwingen werde, um seinen Mitbrüdern eine Ruhestätte vor den Stürmen des ewig wechselnden Schicksals zu bereiten. Ja, Herr, die Launen des menschlichen Schicksals sind wie der nächtliche Wind der Haide, wie das Gewölk, das über ihre traurige Oede dahinfliebt, ewig wechselnd. Laßt mich meinen Bericht schließen,

damit die Worte, welche jezt kommen, nicht das Ohr eines dieser Schläfer hier treffen.“

Er schwieg und eine Thräne rollte über seine gefurchte Wange. Mein Blick weilte mit Interesse auf seinem Antlitz, ich suchte mir die Züge des schönen Andrej zu vergegenwärtigen, und meine Phantasie sezte sie aus der Aehnlichkeit mit dem noch höchst wohlgebildeten Greisenkopfe zusammen. „Nun,“ rief ich ungeduldig nach einer ziemlich langen Pause, „du vergißt, mir Andrej's weiteres Schicksal zu erzählen.“— „Herr,“ entgegnete Astaf, der Todtengräber, „erlaßt mir den umständlichen Bericht; ich bin überzeugt, auch Euch macht die Geschichte Kummer, obgleich Ihr ihn nicht gekannt, den Stolz meiner Jugend, die Freude meiner Tage. So laßt mich denn kurz seyn. Die Prinzessin gewann bald einen andern Mann lieb, der, erfahren in den Händeln des Hofes, ihr Herz dauerhafter zu umstricken wußte. Den armen Andrej traf ihr ganzer Ueberdruß; er sollte auf immer aus ihrem Antlitz, und wenn die Großen etwas wollen, so ist es schon geschehen, ehe sie noch ihren Willen ganz ausgesprochen. Ein Offizier, ein nichtsnutziger Raufbold, mußte auf ihren Befehl mit dem Jünglinge anbinden; dieser natürlich forderte ihn und — man sagt, daß dem armen Jungen ein blindgeladenes Pistol gegeben wurde — sie schossen sich auf wenige

Schritte, und der fremde Offizier hätte nicht eben nöthig gehabt, im Rufe des sichersten Schützen zu stehen, sein Ziel wäre ihm doch nicht entgangen; er schoß den guten Knaben gerade in's Herz, und somit war die Liebesgeschichte aus. Die Leiche wurde bei Nacht und Nebel hier begraben, über seinem Haupte ward der Degen zerbrochen, sein Name, als der eines im Duell Gefallenen, der Vergessenheit übergeben. So begräbt man den, welchen das Auge des Gesalbten meidet, der gestorben ist im Schatten der Ungnade! Schlafe wohl, armer Andrej!"

Astaf, der Todtengräber, hatte seine Geschichte beendet; ich wußte nun, wessen Körper der namenlose Stein barg, und mein Auge füllte sich mit einer Thräne. „Fürstenliebling!" rief ich, „armer Knabe, wie schwer hast du dafür gebüßt, daß sich ein fürstlicher Busen mit all seiner verstohlenen Glut, mit all seinem verführerischen Glanz an deine Seite lehnte! Ach, warum mußtest du fallen, so ruhmlos fallen! Wärest du lieber dahingezogen mit deinen Brüdern; der Tod auf dem blutigen Felde der Ehre, unter zusammenrauschenden Siegesfahnen, wie wünschenswerth erscheint er gegen dieses geheime, lautlose Verschwinden, gegen dieses stille, vergessene Liegen im einsamen Kirchhofwinkel. Ja, dir darf keine Grabschrift blühen, denn eine Weiberthräne der

Scham würde sie stets wieder auszulöschen trachten; sie wäre ja ein Denkmal, wie Fürsten lieben!“

Astaf hatte meine Worte vernommen; er näherte sich mir jezt geheimnißvoll, und als fürchtete er, in der Nacht, die uns jezt umhüllte, die Lauschertritte nahen zu hören, flüsterte er mir in's Ohr: „Der Himmel ist gerecht! In der Jahresnacht des Todes des armen Andrej verläßt sie die prangende Fürstengruft, in der sie schlummert, und kommt hieher. Ich selbst habe sie auf jenem Grabsteine sitzen sehen und weinen. Der Himmel ist gerecht!“

Die Jesuitenschüler.

Eine Novelle.

Die Jesuitenschüler.

Eine Novelle.

In der kleinen Gasse, die vom Markte zu Coimbra seitwärts abführt und gen Oporto leitet, herrschte eines Abends, statt der gewohnten Stille, eine anhaltende tumultuarische Bewegung. Die Straße war verhaßt und gemieden, weil sich eine bedeutende Anzahl Judenfamilien daselbst niedergelassen hatte, deren ketzerische Gesinnungen und knechtisches Wesen dem stolzen Portugiesen ein Greuel waren. Je duldsamer jedoch jene Verfolgten sich in ihre Lage fügten, desto auffallender mußte es jezt erscheinen, daß sich ganze Haufen, zum Theil zerlumpten Gesindels, zum Theil anständigere Leute dieser Klasse in Aufruhr befanden. Man sah beim zweifelhaften Lichte des Mondes eine fliehende Gestalt sich die Straße hinab bewegen und endlich an der Bildsäule des Königs Sandch niedersinken. Die Menge drängte sich umher, Laternen, Stöcke, Waffen wurden sichtbar, der Kreis schloß sich immer enger, und endlich wurden die Angriffe auf das unglückliche Opfer auf das Ernstlichste begonnen. Die am Boden liegende Gestalt suchte lange vergeblich,

sich aus den Falten ihres langen, schleierartigen Gewandes loszumachen, und als ihr dieses endlich gelang, sah man ein Jünglingsantlitz erscheinen, dessen Züge, trotz der hochaufgetragenen gelben Schminke, von schöner jugendlicher Bildung zeugten. Es gelang ihm, sich von den ersten Angriffen zu befreien, und indem er die Bewegung machte, als suche er eine Waffe an seiner Seite, richtete er sich stolz in die Höhe und rief den bärtigen Gesichtern mit Zorn und Verachtung zu: „Beim heiligen Denys, noch nie hat sich ein ehrlicher Franzose in schlechterer Gesellschaft befunden! Bei meiner Ehre, Leute, wenn Ihr nicht sogleich von dem Enkel eines Connetable von Frankreich ablaßt, so soll es Euch übel ergehen!“ Kaum waren diese Worte ausgestoßen, als die versammelten Juden ein wildes Geschrei erhoben. Sie stürmten jezt vereint und hartnäckiger auf den Jüngling ein; dieser wehrte sich verzweifelt, sein gelber Mantel flog in Fetzen zerrissen um sein Haupt, dessen blonde Locken sich im Winde bäumten. Im Handgemenge hörte man die zerschlagenen Laternen klirren, die stampfenden Tritte dröhnten auf dem Pflaster, Flüche, Geheul und Geschrei ertönten, und um die Bildsäule herum, die im blassen Mondglanze sich in die Nacht erhob, bewegte sich der drängende Menschenknäuel. Da kamen die Gasse herab vier Fackeln, von

reichgekleideten Livreedienern getragen; in ihrer Mitte schritt ein junger Nobile, in seinen schwarzen Mantel geschlagen; er blieb stehen und befahl den Dienern, sich nach der Ursache des Kampfes zu erkundigen. Ehe diese seinen Willen vollstrekken konnten, hatte er sich selbst auf den Vorsprung einer Treppe begeben und rief mit lauter Stimme: „Auseinander! beim Gesetze Mosis, auseinander!“ Die Gruppe theilte sich, die Angreifenden wichen auf den Laut dieser Worte, und jezt wurde beim Schein der Fackeln die abenteuerliche Gestalt des Verfolgten ganz sichtbar. Die schlanken, zarten Formen des kaum neunzehnjährigen Jünglings waren durch eine phantastische Maskentracht entstellt: vom Haupt bis zur Sohle war er in rothes, feuerfarbenes Tuch gehüllt, die Füße zeigten hufartige Ballen, ein zottiger Schweif blickte unter dem Mantel hervor und auf einem Brettchen vor der Brust standen die Worte: „Judas, der Erzschelm.“ Der junge Portugiese besah sich die Gestalt seines Geretteten, in stolzer, überlegener Haltung ihm gegenüberstehend. „Was habt Ihr gethan, Don Horatio?“ rief er endlich langsam und monoton, „wie kommt Ihr in diese Gegend?“ — „Das fragt dieses sehr ehrwürdige Gesindel,“ antwortete der junge Franzose, „ich wahrlich habe sie nicht aufgesucht. Der Teufel spiele ein andermal

seine Rolle selber; wahrlich, die Unholde haben meines adligen Bluts nicht geschont, da rinnt es über den Arm in heißen Tropfen, und die verdammte rothe Mummerei verhindert, es zu sehen. Ich danke Euch, Don Sebastian, ohne Euch wäre ich vielleicht verloren gewesen.“ Er wollte mit diesen Worten vor den Portugiesen hintreten, um ihm die Hand zu drücken, doch dieser wich ihm scheu und ängstlich aus. „Bleibt hinweg, Don Horatio!“ rief er; „Euer Athem ist verunreinigt durch die Nähe jener Ketzer; wagt es nicht, mich zu berühren, oder ich gebe meinen Dienern den Befehl, sich zwischen Euch und mich zu stellen.“ Der junge Franzose stand stumm da, sein Haupt und seine Arme, die sich gehoben hatten, den Freund und Retter zu umarmen, senkten sich; er wollte etwas erwidern, wandte sich jedoch schnell und ging; der Portugiese sezte langsam seinen Weg fort.

Die obige Scene findet ihre Erklärung, wenn man erfährt, daß die Jesuitenschüler des Kollegiums zu Coimbra dem Volke eine geistliche Komödie veranstaltet hatten, in welcher der junge Horace Bertier, der Enkel des verstorbenen Connetable von Frankreich, die undankbare Rolle des Judas Ischariot hatte übernehmen müssen, dem zahllose Schmähungen und schwarze Anklagen gegen die Juden in den Mund gelegt worden

waren. Diese verhaßte und gemißhandelte Nation, lange schon mit tiefer Erbitterung gegen den Orden erfüllt, hatte jezt Gelegenheit genommen, da ihre Macht nicht so weit reichte, sich nachdrücklichere Rache zu verschaffen, ihre Wuth an dem armen Judas auszulassen, den sie in ihr Bereich zu locken verstanden.

Horace kam in das Jesuitengebäude, ohne daß die Professen und der Rektor früher etwas von seinem Unglück erfuhren, als am nächsten Tage, wo der Aufruhr der Juden bekannt wurde. Die Jesuiten, welche die gebietenden Herrn in der Stadt spielten, heischten Genugthuung, und die armen Judenfamilien mußten abermals sich unter das eiserne Joch beugen; einige wurden mit dem Staupbesen aus den Thoren gejagt, andere mußten sich durch eine schwere Geldbuße von einer noch schimpflichern Züchtigung loskaufen. — Unter den Leuten, die dem jungen Franzosen ihr Beileid zu bezeugen kamen, erschien auch Don Sebastian. Er war aus einer der ersten Familien, Erbe großer Reichthümer, doch im höchsten Grade stolz, gebieterisch, feig und sinnlich. Die blasse Farbe des sonst schönen Antlitzes zeugte nicht von der Gesundheit und Frische, die im Busen eines zwanzigjährigen Jünglings zu walten pflegt, sein schwarzes Auge leuchtete nicht im Glanze einer reinen, schuldlosen Seele, vielmehr

in der dunklen Glut versteckter Leidenschaften. Er liebte, wie ein Gemüth, dem seinigen gleich, zu lieben versteht, den jungen Horace; denn dieser, im Hause seines Oheims mit ihm aufgewachsen, war ihm frühe schon mit der Hingebung eines warmen, aufrichtigen Charakters entgegen gekommen. Horace war überhaupt ganz das Widerspiel von seinem Freunde. Als Franzose leicht, galant, stets fröhlich, verband er mit einem schlanken, biegsamen Wuchse eine Physiognomie voll Adel, Offenheit und glänzender Jugendfrische. Wir erzählen hier einen Vorfall, der die Denkungsart beider Jünglinge eben so scharf auseinander setzen soll, als sie ihre körperliche Bildung von einander unterschied.

Ein aus Frankreich geflüchteter reicher Hugenotte hielt sich in Geheim in Coimbra auf mit einer schönen Tochter und zwei noch jugendlichen Söhnen. Ueber Don Sebastian war unschuldig das Gerücht ergangen, als stände er mit jenem Mädchen in einem beschimpfenden Liebesverhältniß; der Bruder, von diesem Gerede in Kenntniß gesezt, hatte ihn gefordert, Sebastian sich jedoch geweigert, ihm Genugthuung zu geben. Ueber diesen Vorfall entspann sich zwischen den Freunden folgendes Gespräch:

Sebastian. Der heilige Jakob soll mich bewahren, daß ich mit einem Ketzer mein Leben

auf das Spiel setze, der nicht werth ist, den Bügel meines Rosses zu halten, wenn ich's besteige.

Horace. Das finde ich unrecht; er ist ein Edelmann, wie Du; seine verschiedene Religionsmeinung kann ihn im Punkte der Ehre nicht herabsetzen, noch den Adel seines Blutes schänden.

Sebastian. Er steht tiefer wie das Vieh! — Ein Geschöpf, das die heilige Inquisition wie ein Bündel faules Stroh verbrennen läßt, hat keine Ehre, keinen Adel des Blutes, und folglich kann es auch nicht beleidigen.

Horace. So mußt Du Dich schlagen, um die Ehre der Dame zu retten, die durch Dich gekränkt worden. Gibt's einen Gegenstand, für den wir unser Blut freudig opfern müssen, so ist's der angefochtene Ruf eines unbescholtenen Mädchens.

Sebastian. Bah! sie ist auch eine Ketzerin!

Horace. Und wäre sie die geringste Magd aus Deines Vaters Hause, sonst aber eine unbescholtene Jungfrau, so darfst Du sie nicht beschimpfen, nicht leiden, daß man sie beschimpfe.

Sebastian. Das sind überspannte Grundsätze!

Horace. Es sind die Grundsätze meines Großvaters, eines Connetables von Frankreich, es sind die meinigen, so wie jedes edlen Franzosen.

Sebastian. Meine Ehre ist unantastbar, nur ein Grande von Portugal kann mich beleidigen. Wagt es jener Unbesonnene noch fürder, Schritte gegen mich zu thun, nun wohlan, so gebiete ich über Hunderte von Kechten, deren derben Fäusten ich meine Antwort übertrage; verliert er bei diesem Strauß das Leben, so lasse ich eine Messe lesen. Zu viel Edelmuth schon gegen einen Ketzer!

Horace wandte sich stillschweigend ab und ging hin, sich an der Stelle seines Freundes für das arme beleidigte Mädchen zu schlagen; er erhielt eine ziemlich tiefe Stichwunde, und Sebastian, der dieses erfuhr, lag auf dem Steinboden der Kirche, Genesung und Vergebung für den Freund zu erflehen.

Wenige Monate hierauf gelang es den vereinten Bemühungen der Väter, den reichen, jungen Portugiesen in ihren Orden zu ziehen, mit dem im Geheim geleisteten Schwur, dereinst die ihm zufallenden Güter der Gesellschaft Jesu zuzuwenden. Die Freunde waren jezt enger aneinander gebunden, obgleich Horace über Sebastian stand; denn jener war schon zum Gelübde eines Professen zugelassen worden. Zu den Vätern, die den Freunden am nächsten kamen, gehörte der Pater Angelo del' Ortrand Riguez, ein fast vier-

zigjähriger Mann, mit der Feinheit und hofmännischen Gewandtheit im Betragen, welche damals nur das Leben an großen Höfen gab. Sein Rang eines Professen von vier Gelübden stellte ihn über den Rektor des Kollegiums; als Mitwissender der tiefsten Geheimnisse trat er mit entschiedener Haltung auf, und die geheime Geschichte seines Lebens meldete Siege, die das unerfahrne Ohr eines Neulings mit schamhaftem Staunen füllten. Seine tägliche Toilette war die eines achtzehnjährigen, gefallsüchtigen Mädchens, so gesucht, so mit verfeinerten Mitteln überladen; doch keineswegs hiedurch verweichlicht, war er so klug und im Ernst der Geschäfte so ausdauernd und streng, wie ein finsterer Greis. Obgleich er den jungen Horace auffallend begünstigte, so war dieser dennoch ihm keineswegs herzlich zugethan. „Ich weiß," sagte er eines Tages zu Sebastian, „zu den Eigenschaften, die ein Mitglied unsers Ordens sich erwerben soll, gehört auch feine Klugheit, List, Verstellung, Schmeichelei. Dennoch dürfen diese Unwahrheiten nur bis zu einem gewissen Grade gezeigt und geübt werden, gleichsam wie zum Beweis, daß ein tüchtiger Kämpfer sich auch auf jene versteckten Angriffe verstehen muß. Wehe uns aber, wenn dieses Unkraut auf dem Boden unsers Charakters Wurzel

faßt!" Sebastian dachte über diesen Gegenstand anders. Wenige Wochen, nachdem er nach vollendetem Prüfungsjahr das Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, fiel folgendes Ereigniß vor.

Es konnte Horacen, der seinem Freunde auch in Verhältnissen des Ordens am nächsten stand, nicht entgehen, daß dieser öfters heimliche Gänge antrat, deren Zweck er ihm hartnäckig verschwieg. Zufällig erfuhr er jedoch, daß er eine junge Jüdin aufsuchte. Eines Tages, als Sebastian sich bei ihr befand, mußte es ein unglückliches Geschick fügen, daß der Pater Ignaz, der in Geschäften sich in jener Gegend befand, ihn im Hause des Juden antraf. Der Entdeckte erschrack heftig; er wußte nur zu wohl, daß Ignaz, stets von ihm mit verächtlichem Stolze behandelt, die Gelegenheit, sich zu rächen, nicht vorüber lassen werde. Sein Entschluß war demnach sogleich gefaßt; er befahl der Jüdin, die Läden ihres Gemachs fester zu schließen, sich krank zu stellen und so ruhig abzuwarten, was geschehen würde. Er selbst flog nach Hause, öffnete Horacens Thür und trat mit den Zeichen äußerster Bestürzung und Trauer hinein. Den Freund zum Mitwisser seines Geheimnisses machend, brachte er die verstellte Klage vor, wie er eben Botschaft erhalten, daß die Geliebte auf den Tod krank liege; ein

Befehl des Rektors, der ihn zu sich rufen lasse, verhindere ihn leider, selbst zur Erkrankten zu eilen, er fordere aber von der Freundschaft Horacens, daß er ihn und das arme Mädchen nicht verlasse. Mit diesen Worten schob er dem Erstaunten ein paar Gläser mit Medikamenten in die Hand, beschrieb ihm Gasse und Haus und drängte ihn fort; er selbst aber begab sich auf's Zimmer, wo er, auf's Lager hingeworfen, sich in seine Decken hüllte, als hätte ein bösartiges Fieber ihn überfallen. Was er vorausgesehen, geschah; nicht fünf Minuten vergingen, so klopfte das Stäbchen des Unterprokurators an die Thür, die Gegenwart des Rektors meldend. Dieser trat mit Ignaz herein, nicht wenig verwundert, den Angeklagten auf seinem Zimmer, und zwar in einem Zustand zu finden, der es unmöglich zu machen schien, daß er vor wenig Augenblicken in entlegener Straße am entfernten Ort gewesen. Sebastian stellte sich, als begriffe er nicht, was der Rektor wolle, und dieser wandte sich endlich mit unmuthiger Gebehrde zu Ignaz. „Beim heiligen Jakob!“ rief der alte Jesuit, „so wahr ich ein ehrlicher Biscajer bin, ich habe Niemanden als den Bruder Sebastian zu sehen geglaubt; doch mögen die Düsternheit des ärmlichen Gemachs, die Unwürdigkeit der Umgebung die Schärfe und Klarheit meines Blicks getrübt haben;

darauf aber will ich beim Splitter des heiligen Kreuzes schwören, ich sah einen unseres Ordens im Hause jener Gottlosen; schickt hin, und wenn nicht Alles trügt, so muß sich der Uebertreter noch daselbst finden.“ Sebastian stieß bei diesen Worten einen Schrei der Furcht und Besorgniß aus, der die Aufmerksamkeit des Rektors wieder auf ihn leitete. „Bei Eurem Gelübde!“ rief der ernste Mann, „ich befehle Euch, mir zu sagen, was Euch in dieser Sache bekannt ist.“ Nach einer Pause entgegnete Sebastian mit dumpfer Stimme: „Mein Vater, Ihr fordert die Erfüllung einer harten Pflicht von mir, ich soll gegen meinen Freund und Bruder zeugen.“ — „Gegen Euren eigenen Vater, wenn es der Orden verlangt!“ rief der Rektor strenge. „Wohlan, so sage ich Euch, daß Don Horatio ein Liebesverständniß mit einer Jüdin unterhält. Schickt hin, Ihr werdet ihn finden; ach! ich habe ihn umsonst gewarnt!“ Er sank erschöpft zurück; doch in dem Moment fühlte er die Hand des Rektors segnend auf seinem Haupte. „Tröstet Euch, mein Bruder!“ rief er, „Ihr habt Euren Freund nicht verrathen, gerettet habt Ihr ihn! Der Segen des heiligen Ignaz lege sich auf Euer Herz, wenn es im Dienste des Ordens ob einer strengen Pflicht zu brechen droht!“ Indeß war Horace im Gemach der schönen Esther getroffen und gefangen

genommen worden; seine Schwüre, seine Betheuerungen halfen nichts; unerbittlich sind Ignaz und seine Häscher, der Unglückliche wird in das Gefängniß des Kollegiums geführt, wo man ihn allein mit seinem Schmerz läßt, der doppelt groß ist, da er wohl fühlt, von welcher Hand der Streich geführt worden.

Drei fürchterliche Tage sind vergangen. Das Haupt auf den Arm gestüzt, in grübelnden Unmuth versenkt, sizt er da am Abend des vierten Tages; das Lämpchen brennt zu seinen Füßen, die Scheibe des Mondes rollt am vergitterten Fenster, von nacheilenden Wolkenschatten verfolgt, dahin, da öffnet sich die Thüre und Sebastian steht vor ihm. Er sprach in langer Rede seine Verlegenheit, seine innern Vorwürfe aus, indeß des Freundes blaues Auge offen und prüfend auf ihm ruhte. „Ich weiß es," sagte Horace endlich kurz, „ich bin deinetwegen hier; Du hast mich verläumdet, auf mein Haupt die Strafe gelenkt, welche dem Deinigen zukam; gestehe es offen, ich bin bereit, Dir zu vergeben." Sebastian kämpfte mit seinem Stolz, bevor er das Geständniß that, doch sein Herz, noch nicht bis zum Grunde vergiftet, zog ihn dem leidenden schönen Freunde zu. Er warf sich unter einer Flut hervorbrechender Thränen an die breite Brust des Jünglings, der ihn aufnahm und herzlich an

sich drückte. „Sebastian!“ rief Horace, „der Himmel gebietet über diese Stunde — Dein Busen ist weich — versprich mir, mich nie wieder zu täuschen! Wenn Du im Mißgeschick bist, biete ich offen meine Brust dir zum Schutz, doch wissen muß ich darum; nicht zum Träger Deiner Sünde biete ich mich an.“ Sebastian schluchzte, ein warmer Händedruck und die Worte: „Beim Kreuze, das ich auf der Brust trage, dieses schwöre ich Dir!“ besiegelten auf's Neue den Bund. Horace ging jezt mit der Heiterkeit einer jugendlichen Begeisterung aus dem Kerker in den Hof, der dazu bestimmt war, straffällige Mitglieder des Ordens der Oeffentlichkeit preiszugeben; doch die Mauer, welche diesen Hof umgab, war so hoch, daß auch hier das Geheimniß bewahrt wurde, in dessen Schleier die Gesellschaft Jesu für gut fand, alle ihre Angelegenheiten zu hüllen. Baarfuß, den Oberleib entblößt, die Arme mit einer gelbseidnen Schnur, dem Zeichen der Rechte seiner edlen Geburt, umschlossen, stand Horace eine Stunde da, wie er hoffte und wünschte, von Niemanden gesehen. Doch hierin täuschte er sich. An die Mauer des Hofes stieß der Palast der Prinzessin Constanzia della Gloria. Das blühende siebzehnjährige Mädchen ward durch die Politik des Hofes von Lisboa gleichsam wie im Exil zu Coimbra gehalten, und ihre Duenna,

eine alte Prinzessin von Geblüt, eine Karrikatur von Stolz, Unwissenheit und Aberglauben, war dem Mädchenfrühling zum Wächter gegeben. Doch ein junges, aufathmendes Leben holt seine duftende Nahrung vom Mond und den Gestirnen; Träume lehren es die Liebe, und der Schatten eines Bildes hat noch Körper genug, um diese Träume wahr zu machen. Die schweren Wellen der dunkelrothen Vorhänge waren niedergelassen, die Prinzessin lag am Fenster, die braune Grimasse einer alten maurischen Amme trug mit geschwinder Zunge ein südliches Mährchen vor, indem sie bei der Schilderung jeder Liebesscene lachend die grellen weißen Zähne enthüllte. Das fürstliche Mädchen sah gedankenvoll hinaus, da trafen ihre Blicke unten auf den schönen Jüngling im Hof, der, das Haupt gesenkt, in einer schönen träumenden Stellung dastand. Das Mährchen der alten Myrza hatte jezt für die Prinzessin Bedeutsamkeit, sie wußte jezt, wer der schöne maurische Ritter war, der im Thal zu Ronceval den neunarmigen Riesen bekämpfte, sie sah den schlanken Hirten vor Augen, der dem Zug seiner weißen Lämmer träumend nachschlich auf die Höhe des Berges.

Wenige Wochen nach diesem Ereigniß wurden beide Freunde in's Gemach des Don Riguez beschieden. Mit einnehmender Freundlichkeit trat

ihnen der stolze Mann entgegen. „In Uebereinkunft mit dem Pater Rektor,“ hub er an, „ist es mir gelungen, zwei treffliche Aufträge für Sie, meine jungen Freunde, aufzufinden. Wir sind unter uns, Sie sollen sie vernehmen. Neugierig bin ich, wem von Ihnen beiden ich dankbarer seyn werde für die wohlerfüllte Pflicht. Ich habe mich in meiner Wahl von den verschiedenen Charaktervorzügen leiten lassen, die Sie schmücken. Don Ortes Bellador, früher Admiral der Flotte seiner portugiesischen Majestät, befindet sich seit gestern in den Mauern unserer Stadt; es gilt, ihm ein wichtiges Papier abzulocken, das er in Händen hat und das uns von großem Nutzen seyn kann. Die nähern Umstände und Beziehungen finden sich hier auf diesem Blatte. Es gilt nun, meine Freunde, daß Sie durch List oder Ueberredung, durch Frömmigkeit oder Schmeichelei, durch welche Künste Sie immer wollen, das Papier erhalten. Der Admiral ist mit einem alternden, doch, wie man mir sagt, noch immer schönen und galanten Weibe verbunden. Sie wissen nun, was Sie zu thun haben; Ihnen, Don Sebastian, theile ich die Frau zu, Sie, Don Horatio, erhalten den Mann. Zum Vorwand, in's Haus zu kommen, mag dieses Kästchen dienen, das mir ein Vetter des Admirals für ihn hat einhändigen lassen.“ Er machte eine

entlassende Verbeugung und beide Freunde gingen, sich zu ihrem Berufswege vorzubereiten.

Mit klopfendem Herzen, die einstudirten Rollen im Kopfe, standen sie am andern Morgen, nach der Messe, vor dem Pallast; ein Mohrenknabe öffnete ihnen den Vorsaal und die zahlreiche Dienerschaft bückte sich, eine Straße bildend, vor den eben so geachteten als gefürchteten Ordensgeistlichen. Der Admiral, ein korpulenter Sechziger, mit einer gesunden Weinlaune im rothen Antlitz, lag am Kamin und wärmte seine podagrischen Beine. Er empfing die beiden jungen Patres mit Höflichkeit und nahm das Kästchen in Empfang. Als die Etikette es erlaubte, erschien seine Gemahlin; nach einigen Stunden ging man zur Tafel, die reich besezt war und an der vornehme Gäste Theil nahmen. Horace fand Gelegenheit, mit einem jungen Verwandten des Hauses sich über die innern Verhältnisse der Familie zu besprechen und manche interessante und wichtige Notiz zu sammeln, indeß Sebastians Stolz sich herabließ, der Dame Ulrica zu schmeicheln, die ihm ein williges Ohr lieh und nach der Tafel eine Audienz versprach. Als er sich so weit sah, glaubte er durch eine salbungsvolle Rede voll glatter Frömmelei sein Ziel schnell zu erreichen, doch die Dame wich ihm aus und that, als verstände sie nicht, wovon eigentlich

die Rede sey. Endlich erhebt sie sich, holt ein zierlich gearbeitetes Kruzifix hervor, schenkt es ihm, bittet sich dabei einen Platz in seinem Gebet aus und empfiehlt sich. Sebastian geht innerlich ergrimmt und findet auf dem Vorsaal Horacen, der eben nicht glücklicher gewesen war. Durch ein paar Gläser guten Weins heiter und ausgelassen gestimmt, war er mit dem Hausherrn auf allerlei kurzweiliges Gespräch gekommen, und hatte zulezt vergeblich sich bemüht, es zu dem ernsten Geschäft hinzulenken. „Ich tauge nicht in dem Orden,“ murrte er auf dem Heimwege; „eine lustige Gesellschaft, ein Glas Wein machen mich zum Plauderer; statt Geheimnisse zu erforschen, mache ich die meinigen offenbar.“ — Don Riguez, als er den Bericht der Jünglinge vernahm, lächelte und sprach: „Meine Freunde, ich habe mich in der Wahl geirrt; beschäftigen Sie sich mit der Frau, Horatio; Sebastian mag es mit dem Manne zu thun haben.“

Der Abend desselben Tages zeigte, wie richtig der feine Weltmann geurtheilt hatte. Als Horace zu einem Spaziergange das Haus verließ, flog der kleine Mohrenknabe an ihm vorbei und steckte ihm einen Granatapfel in die Hand; die Frucht öffnend, fand er ein Papier, worauf die Worte standen: „Pater Horatio, eine Dame bittet, Ihr möchtet in Eurem Auftrag Euch an

sie wenden.“ Diese wenigen Worte enthielten einen deutlichen Wink für den Erfahrenen, doch ein unauflösliches Räthsel für den armen Horace. Er entschloß sich, zur bezeichneten Stunde an den vorgeschriebenen Eingang zu gehen. Es war Abend, und ein großer Theil des vornehmen Adels in Coimbra, auch der Admiral, auf einem Feste außerhalb der Stadt versammelt. Donna Ulrica kam in ihren einsamen Gemächern ihm mit einer bezaubernden Freundlichkeit entgegen; sie sezte sich zu ihm, Horatio mußte erzählen; doch sobald er die ernste Verhandlung berührte, spielte sie in schäkerndem Ton mit ihrem Papagei, lobte seine Farben und nöthigte den jungen Jesuiten, ihn auf die Hand zu nehmen; er that es und kam dann wieder auf das wichtige Papier zurück; da flog die Dame an ihre Harfe, und in orientalisch weicher Stellung auf beide Knie niedergelassen, ließ sie sich in einem rauschenden Capriccio vernehmen; sie blickte mit Lachen zu ihrem Freund hinauf und nöthigte ihn, die ersten Takte eines kleinen spanischen Liedes zu singen, das in den Straßen von Madrid öfters ertönte.

So vergingen ein paar Stunden, die Nacht war eingebrochen, Mondesglanz und farbiger Duft zitterten vor dem offenen Fenster, Früchte standen in silbernen Schaalen auf einem Tisch, doch kein

Licht erschien, so wie keine von den vielen Zofen. Nach einer Weile erhob sich die Dame, trat zu einem Kästchen, öffnete es und zog ein Papier heraus. „Don Horatio," sprach sie in einem muntern, aber festen Tone, „Eure Jugend erklärt das Mißverständniß, das noch zwischen uns obwaltet. Seht, hier ist das Papier: allerdings kann ich darüber gebieten, denn mein Gemahl ist nur der erste meiner Sklaven. Wohlan! tragt auch Ihr meine Ketten nur kurze Zeit, und die Schrift ist Euer." Der junge Franzose fühlte sich von einer Glut überströmt, die mehr von Zorn als von Beschämung ihren Ursprung herleitete; da stand die Versucherin vor ihm, in ihren Händen zitterten die so sehnlich begehrten Blätter; er glaubte darnach haschen zu können, doch Uebereilung und Zürnen überflog ihn, hastig sprang er auf, und die ihm angeborne Artigkeit gegen das schöne Geschlecht konnte nur so viel über ihn gewinnen, daß er die Hand der Dame, die sich auf seine Schulter stützte, nicht unwillig wegschob. Am andern Morgen war der Admiral mit seiner Gemahlin fortgereist, und das kostbare Papier blieb verloren.

„Warum fügten Sie sich nicht ihrem Willen?" fragte Riguez den Jüngling. Die Röthe des Erstaunens auf den Wangen war dessen ganze Antwort. „Sie scheinen noch immer nicht zu

wissen, daß der Orden Ihnen befehlen kann!“ rief jener mit einem glatten, vornehmen Lächeln. „Auch eine Sünde?“ stotterte Horace, noch höher erröthend. „Was nennen Sie Sünde? Kann ein Mittel, das da dient, einen guten Zweck zu erreichen, sündhaft seyn? und wäre es eine Sünde, so fällt Sie auf's Haupt derer, die über Sie befehlen; Sie sind, wie jeder Einzelne von uns, nur Werkzeug, um das Wohl des Ganzen zu fördern.“ Die Nacht nach diesem Gespräch vergoß der arme Jüngling heiße Thränen auf seinem einsamen Lager; so grausam, so kalt, so eisern tyrannisch hatte er noch nie die Geißel über seinem Haupte gefühlt; doch sein warmes, reines Herz sollte noch schärfer die verwundende Tigerklaue fühlen. Die Schmerzen dieser Nacht, die empfangene Demüthigung hatten ihn jezt zum ernsten, fast mannhaften Jüngling gemacht; er that sich selber das heilige Gelübde, nie in einem ähnlichen Falle sich der Sünde zu verkaufen, und wenn auch sein Leben in Gefahr stände.

Sebastian hatte unterdeß einen glänzenden Triumph gefeiert; es war ihm, vereint mit Don Riguez, gelungen, die Prinzessin Constanze della Gloria für den Orden zu gewinnen; sie und die Duenna hatten ihren frühern Beichtvater verabschiedet und erklärten sich bereit, einen Schüler der Lehre Loyolas zu nehmen. Das Amt wurde

Riguez angetragen, der es freundlich annahm, obgleich die Zeit seiner Abreise von Coimbra sich näherte. Schon hatte er das Register der Sünden der strengen Domina willig in sich aufgenommen und mit sicherer, galanter Zuvorkommenheit die unerquickliche Sünderin getröstet. Als sich jezt die junge Prinzessin anmelden ließ, rief ihn zu seinem nicht geringen Verdruß ein dringendes Geschäft ab und Horace erhielt den Platz im Beichtstuhl. Er nahm ihn ein, ohne zu wissen, hinter welchen Seelenschleier es ihm vergönnt seyn werde, zu schauen. Finster, verstimmt saß er da in der dämmernden Kirche und schaute die lange Perspektive hinab, an deren Ende die ewige Lampe vor dem Antlitz der heiligen Jungfrau brannte; da rauschte es den Gang herauf, drei Frauengestalten, in Schleier gehüllt, wurden sichtbar, zwei blieben zurück, die dritte aber schwebte mit ungewissem Schritte dem Beichtstuhl zu. Horace sah eine jugendliche Gestalt vor sich, er sammelte schnell seine Aufmerksamkeit und erwiderte ihren Gruß mit einer ernsten Hauptneigung; jezt sank sie ihm zur Seite auf's Knie, den Mund und die Wangen dem Gitter nähernd, an dem des Jünglings Wange lag. Er fühlte einen warmen Athemzug, hörte die reine, schöne Stimme eines Engels. Sie beichtete Sünden, die vor dem Sinn ihres strengen Richters zu Liebenswürdigkeiten

wurden; doch als ihre Lippen mit stockenden Worten jenen schönen Anblick im Hofe und dessen Eindruck beschrieben, wie sie klagte, daß seitdem die Gestalt jenes Jünglings sie in ihrem Gebete störe, und er aus ihrem Munde die genaue Beschreibung seiner selbst vernahm, da erröthete er und eine wunderbare Bewegung bemächtigte sich seiner. Seit diesem Moment war die Prinzessin della Gloria kein gleichgültiger Gegenstand mehr für ihn. Es wurde ihm nicht schwer, sie zu sehen, und es boten sich öfters Gelegenheiten, die eine Leidenschaft in seinem Busen befestigten, welche sein ganzes Leben anders zu gestalten bestimmt war. Constanze wußte nicht, welchem Herzen sie die Geständnisse des ihrigen vertraut hatte; das aber wußte sie, daß der schöne feurige Jüngling, der sich ihr jezt näherte, Niemand anders war als der Büßende im Hofe des Kollegiengebäudes. Es galt, in der Nähe der Duenna durch kein Wort, keine Miene das Ansehen eines Mitglieds einer so heiligen Gesellschaft zu stören; doch eine junge Liebe ist schon durch die Seligkeit des Anblicks befriedigt.

Zugleich mit Horace fand sich auch Sebastian öfters in dem Hause ein; auch ihn fesselte das schöne Mädchen, allein gewohnt an List, Verstellung und Schleichwege, umgarnte er mit frommen Reden die Alte, um ihre Wachsamkeit einzuschläfern.

Sein Freund durchschaute auch hier seinen Plan und zitterte für die reine Lilie; er nahm sich vor, sie zu beschützen, unbekümmert darum, daß er einen Bund gegen sein eigenes Herz, gegen die ersten Stürme einer erwachten, ungeschwächten Natur machte. Ohne Sebastians Tücke hätte Horace nie den Muth gefunden, so weit zu gehen; doch jezt, indem er die Prinzessin vor seinem Freund warnte, berührte er Gegenstände, mußte Gefühle schildern, welche in seinem und dem Herzen des Mädchens ihre nur zu deutlich erklärenden Bilder fanden. Sie gegen die Angriffe der Leidenschaft warnend, machte er selbst solche Angriffe. Sebastians erschöpfte Geduld drängte zur Katastrophe, die Wachsamkeit der Duenna war eingeschläfert, jezt galt es zwischen den beiden Freunden, einer den andern zu bewachen. Sebastian zitterte vor der Möglichkeit, daß Horace ihm die Beute entreißen könnte, und dieser wich nicht von des Mädchens Seite, um jenem nicht Zeit zu lassen, seine verderblichen Künste geltend zu machen. So geschah das Unvermeidliche: Constanze, im Schutze ihres Engels, verlor mit diesem zusammen ihren Himmel, und Sebastian mußte es seyn, der zuerst hinter den Schleier dieses unglücklichen Ereignisses blickte. Er war vernichtet, er schwor Rache, und die Ausführung folgte dem neugebornen Plane auf

dem Fuße. Aus seinem Munde erfuhr der Rektor das Geschehene, Horace ward in Gewahrsam gebracht; er leugnete nicht. Der im Gewittersturm plötzlich aufgebrochene Frühling seines Herzens überwältigte ihn dergestalt, daß der kräftige Jüngling unter Schmerz und Lust fast zu erliegen glaubte. Nicht die Anklage, die der Freund gegen ihn erhoben, nicht die Gefahr, welche ihn selbst bedrohte, bewegte seine Brust; nur ihr Bild stand vor ihm, ihr Bild im entzückenden Ausdruck des Schmerzes und der Liebe.

Die Väter des Ordens ließen den Unglücklichen nicht lange in Zweifel über sein ferneres Schicksal; am Abend des dritten Tages erhielt er ein Billet von Sebastians Hand: „Don Horatio, Ihr werdet mich anklagen, daß ich meinen Schwur gebrochen, daß ich Unheil auf Euer Haupt gebracht; ich aber sage Euch, Ihr seyd es, der mich schmählich verrathen! Ich leugne nicht, daß ich Euer Verbrechen den Vätern angezeigt; alles, was meine Freundespflicht noch gebietet, ist der Rath, dem Befehle, welchen Don Riguez Euch noch heute Abend kund thun wird, schnelle Folge zu leisten. Dies kann Euch retten, nur dies allein.“ Horace warf das Blatt weg, fest entschlossen, keines Menschen Gnade zu erflehen. Nach einer Stunde trüben Nachsinnes öffnete sich die Thür und Don Riguez trat mit

einer Lampe herein. Ehrerbietig erhob sich der Jüngling, die Locken aus dem bleichen Antlitz streichend, schaute er dem ernsten Manne entgegen. „Nicht, daß Ihr Eurer Leidenschaft gefolgt seyd, mein Freund,“ hob dieser an, „nicht das tadle ich; denn wir sind alle Menschen, und dieser schwarze Rock scheidet uns nicht von den Gesetzen, die die Natur uns auflegte. Daß Ihr aber so wenig Klugheit und Vorsicht in Wahl des Gegenstandes und der Mittel zeigt, dieses zieht Euch die Strafe zu, welche von Eurem Haupte abzuwenden, ich nicht mächtig genug bin. Durch Donna Hubertia, der Prinzessin Duenna, ist Euer Verhältniß der ganzen Stadt schon bekannt; es ist keine andere Rettung für Euch und unsern Orden, als Eure schleunige Abreise aus dieser Stadt.“ — „Heiliger Denys!“ rief der durchschauerte Jüngling und stürzte zu den Füßen des Professen; „legt mir, o mein Vater, die härteste Buße auf, gebietet, daß ich meinen Körper mit Geißelhieben zerfleische, nur fordert nicht, daß ich den Ort verlasse, wo sie athmet!“ Er hatte sein Antlitz an Riguez Knie gepreßt, und dieser fühlte die wilde Glut seiner Thränen. Eine Pause entstand, während welcher man ihn laut schluchzen hörte. „Unglücklicher!“ hub Riguez endlich an, indem er mit der Lampe die zu seinen Füßen liegende Gestalt beleuchtete; „was

forderst Du? — Meint Dein kindischer Sinn, wir sollen die ergiebigen Vortheile dieses Bodens aufgeben, bloß damit Du Deinen Roman fortspielen könnest? Seit wann ist's Sitte in diesem Orden, daß Leidenschaft über Klugheit triumphirt? — Hört, Don Horatio, sezte er milder hinzu, Eure Jugend, Eure Offenheit rührt mich; hört, was mein gutes Herz für Euch ausgesonnen hat. Ihr seyd jung, schön, Euer Glück bei Frauen ist mir durch tausend Beispiele, welche Ihr in Eurer Unbefangenheit nicht einmal bemerkt habt, deutlich geworden; wohlan! auch dieses sind Verdienste, und der Orden wird Euch nicht sinken lassen. Gerade jezt zeigt sich eine Gelegenheit, eine Aufgabe zu lösen, an der die ergraute Klugheit mehrerer unserer Brüder gescheitert ist; Eure blonde Jugend kann vielleicht spielend den Sieg davontragen. Gabriele d'Estrées, eine eifrige Anhängerin des Ketzerthums, ist die erklärte Geliebte König Heinrichs von Frankreich geworden; durch sie kann unserm Orden Eingang am Hofe dieses Fürsten verschafft werden, gelingt es, das geistreiche Mädchen in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Hier sind Briefe und Vollmachten, eine ritterliche Kleidung, Gold und kostbare Anzüge jeder Art liegen bereit, nehmt sie in Empfang und reiset noch dieser Tage ab; in welcher Maske Ihr Euch der Dame nähern wollt,

es sey Eurem Willen ganz überlassen.“ — Riguez schwieg und warf einen fragenden Blick auf den Jüngling, doch dieser fuhr mit der Geberde des Schreckens und der Angst auf: „Unmöglich, rief er, vermag ich Künste der Verführung auszuüben mit einem gebrochenen Herzen! Wie kann ich Verräther an der Liebe werden, jetzt, da sie gerade ihre schönsten Segnungen über mich ausgeschüttet hat?“ — „Verblendeter!“ rief Riguez in kaum verhehltem Zorn, „so laßt Ihr Euer Blut mit Euch spielen! Wohlan, ich bin nicht hier, um Euch zum Liebesboten zu dienen; fügt Euch dem Beschluß, welchen meine Milde gefaßt hat, oder seyd augenblicklich bereit, noch in dieser Nacht zur Flotte abzugehen, welche segelfertig nach der neuen Welt im Hafen zu Porto liegt.“ — Der Jüngling wand sich im Krampfe der blutigsten Schmerzen am Boden; endlich rief er laut und schreiend: „Mutter Gottes! du siehst in mein Herz, es ist frei von Lastern! alles, alles will ich erdulden, nur nicht Verrath an der Liebe!“ — Er sank auf den Steinsitz und bedeckte das Gesicht mit den Händen; als er wieder aufsah, deckte Finsterniß den Raum um ihn, Riguez war verschwunden, sein Schicksal entschieden.

Nach einer Weile erschien Ignaz mit dem Kerkermeister, zugleich ein Schiffer; seine Bande wurden gelöst, und Ignaz reichte ihm ein Schreiben.

Es enthielt die wenigen Worte von Don Riguez Hand: „Habt Ihr mir Abschiedsworte an gewisse Personen zu vertrauen, so thut es dreist; als portugiesischer Edelmann, mehr noch als rechtgläubiger Christ schwöre ich es auf's Sakrament, ich will sie getreulich abgeben. Dieses Anerbieten wird Euch hoffentlich den Beweis geben, daß Euch der Freund achtet, wenn Euch der Vorgesezte verdammt; reiset glücklich." Horace küßte gerührt das Papier, dankbar erkannte er die lezte Gunst seines zürnenden Geschicks, er ließ sich nieder auf seine Knie, und obgleich seine Thränen häufig niedertropften und die Schriftzüge zu verlöschen drohten, so vollendete er doch beim dürftigen Schein der Lampe den Brief an die geliebte Constanze. Er beschwor sie nicht, ihm treu zu bleiben; konnte er von einem jungen, aufblühenden Leben fordern, daß es sich der hoffnungslosen Trauer verbinde? er beschwor sie nur, sein Angedenken in ihrer Seele durch nichts verlöschen zu lassen, so wie man an einen früh verstorbenen Freund denkt, ohne Wunsch, ohne Hoffnung. Diesen Brief nahm Ignaz in Empfang, drückte dann einen brüderlichen Kuß auf Horacens Stirn und leuchtete noch mit dem flackernden Lämpchen nach, als die beiden Männer durch den finstern Thorweg des Kollegiums hinaus in die finstere Nacht zogen.

Wir übergehen einen Zeitraum von zehn Jahren, und finden unsern Freund wieder in einer reizenden Platanenwaldung an den Ufern des Amazonenstroms, wo die Gesellschaft Jesu bedeutende Besitzungen im Schutze der portugiesischen Regierung sich eworben hatte. Der Rosenschimmer der ersten Jugend, der Glanz einer romantischen Zeit war gewichen, bleiche, schmerzliche Erinnerungen wiegten sich auf seiner Stirne und das Bewußtseyn des erwachten Mannesalters, die strengen Pflichten, welche er beschworen, und deren Ausübung seine Kräfte in Anspruch nahmen, verscheuchten jene weichen Träume seiner Jugend. Nur in den einsamen Stunden der Nacht, wenn der helle silberne Strahl des Mondlichts in seine Zelle glitt oder seine Gestalt umfloß, wenn er allein am Ufer des majestätischen Flusses durch schweigende Gruppen riesiger Blüthenstauden wandelte, da kamen ihm die Bilder aus dem geliebten Europa; Constanzens Lächeln, ihr erster Kuß, dazwischen Sebastians Verrath, Don Riguez kalter, unbestechlicher Stolz schwebten ihm vor.

Seiner Leitung als der eines Oberprofessen war die Bekehrung einer angesehenen Häuptlingsfamilie übergeben, die an den Ufern des Flusses ihre weitläufigen Wohnungen aufgeschlagen. Navezuma, ein Greis von achtzig Jahren, herrschte mit der väterlichen Macht eines Patriarchen über

seine Untergebenen, er war die Milde, die Güte, die Gerechtigkeit selbst; nur Eines konnte seinen Geist zu mächtigem, ungewohnten Zorn aufreizen: wenn eine fremde Hand an den Altar seiner Götter rührte. Denselben Flammeneifer theilten seine drei Söhne und das Heer seiner Enkel fühlte sich zu seinen Füßen von ähnlichen Gesinnungen durchflammt. Welch schweres Tagewerk ihm hier anbefohlen worden, fühlte Horace nur zu wohl; doch sein Sinn, selbst edel und voll Liebe, ließ ihn durch die rauhe Hülle jener Söhne der Natur ein edles Herz ahnen, und er verzweifelte nicht, obgleich Ravezumas Familie sich angelegen seyn ließ, besonders seinem Bekehrungseifer alle nur ersinnlichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er empfand dieses um so schmerzlicher, da seine Bemühungen, den ehrwürdigen Heiden die Segnungen des Christenglaubens fühlen zu lassen, wahrhaft Sache seines Herzens waren. Unwürdig, ja frevelhaft erschien ihm die Bekehrungsart seiner Ordensgenossen, welche, zufrieden, einige öffentliche Gebräuche des christlichen Kultus den Heiden aufzudringen, sich weiter nicht viel um den Zustand ihrer Seelen bekümmerten; öfters hatte er deßwegen Streit mit dem Pater Hugo Lamormain, welcher mit ihm dieselbe Würde und Verpflichtung theilte, jedoch auf gänzlich verschiedenem Wege dem Ziel zustrebte. Zwanzig Jahre älter als

Horace, verband er mit dem lauernden Uebermuth eines Machthabers die demüthige Gleisnerei eines durch feige Künste Emporgekommenen; gewohnt, ein willenloses Werkzeug in der Hand seiner Vorgesezten zu seyn, kannte er keine andern Gebote, als am Ruhm und Glanz des Ordens zu arbeiten; was er dabei für Befriedigung seiner eigenen Lüste gewinnen mochte, war seine Sache, geschah es nur mit Klugheit und Vermeidung öffentlichen Aergernisses. Ihm, dem Schmeichler, war es gelungen in die Familie Ravezuma's einzudringen. Ja, er verschmähte es nicht, zur Ehre der gebenedeiten Jungfrau und des heiligen Ignaz, seinen Leib in das Gewand eines heidnischen Priesters zu hüllen, um in scheinbarer Anbetung vor dem Hausgötzen Ravezuma's das Knie zu beugen.

Als der feurige Horace dieses hörte, loderte sein Flammeneifer hoch auf, doch Hugo erwiderte auf seine Vorwürfe mit kaltem Lächeln: „Wo kommt Ihr denn her, mein Bruder, daß Ihr so unbekannt mit den Gesetzen der Welt seyd? Wohlan, zeigt mir denn die Fortschritte, welche Ihr in der Heidenbekehrung gemacht, besonders bei der Familie des stolzen Häuptlings. So viel mir bewußt ist, hat man Euch einmal mit Stockschlägen empfangen, an deren Folgen Ihr drei Wochen das Lager hüten mußtet, als Euer Fuß es wagte, die Schwelle jener Wohnungen zu

betreten, indeß mir ein Platz am Mahle gegönnt wird, wo ich freilich mir etwas Gewalt anthun muß, das Fleisch junger Stiere, welche den Wagen des Gottes Mahuin gezogen, roh zu verzehren, so wie es nicht sehr ergötzlich ist, dem Gott Wam zu dienen, indem man sich während eines langen Gebets einige Haare aus dem Vorderhaupte reissen muß. Doch die heilige Jungfrau gestattet es, daß, während ich diese unschuldigen Gebräuche übe, ich mein Versehen durch zwölf Aves und drei Paternoster wieder gut mache, die ich leise vor mich hinmurmle. Auch das vergeben die Stifter unseres Ordens, wenn ich nothgedrungen die Taufe nicht anders verrichten kann, als durch eine scheinbar zufällige Berührung mit einem nassen Tuch, weil dem Körper der eigensinnigen Täuflinge das Besprengen mit kaltem Wasser nun einmal nicht behagen will. Muß sich's doch der allerheiligste Gottessohn gefallen lassen, mit dem Gotte Wam zugleich verehrt zu werden, denn so nur kann er auf dem Altare Platz finden. Habt Ihr übrigens nicht gehört, Bruder, daß ein siegendes Volk nur in dem Fall sich das besiegte ganz unterwirft, wenn es scheinbar auch seinen Göttern Altäre baut? Die Geschichte liefert hiezu tausend Beispiele." — „Wie!" rief Horace mit Unwillen, „und da seyd Ihr kühn genug, dem General nach Europa zu berichten, Ihr hättet

jene Heiden zu Christen gemacht?“ — „Freilich,“ entgegnete Hugo; „seyd Ihr denn so ein Neuling in den Geheimnissen unseres Ordens, daß Ihr nicht wisset, wie dem heiligen Stuhle nur um das gesegnete Land zu thun ist, welches unter den Tritten dieser Ungläubigen seufzt und seine Reichthümer nur unwillig in ihre Hände liefert?“ Horace blickte den Sprechenden mit Zorn und Verachtung an. „Unwürdiger!“ rief er, „nennst Du dieses die Geheimnisse unseres Ordens, so zähle mich nicht zu den Wissenden; zittere vor mir, leicht könnte mein Eifer die Stimme unwürdiger Nachsicht unterdrücken und an Dir zum Verräther werden, um den Obern zu zeigen, welch treuloser Miethling im Weinberg des Herrn arbeitet.“ Er wandte sich ab und bemerkte nicht, wie Hugo ihm mit einem hämischen, boshaften Lächeln nachsah.

Wenige Monate hierauf, während welcher Zeit Horace vergebliche Anstrengungen aufbot, mit Ravezuma's Familie in freundschaftliche Berührung zu kommen, verkündete ihm Hugo mit schlecht verhehltem Triumph, daß es ihm gelungen sey, Athaliba, den ältesten Sohn Ravezuma's, zu bewegen, den Gott der Christen zu bekennen, doch unter der Bedingung, daß er bei der Verehrung seinem Hausgotte den Vorrang lasse. Die Kirche des Kollegiums wurde auf's Festlichste

geschmückt, und eine große Anzahl Eingeborner strömte hinzu, den Sohn ihres Königs die merkwürdige Ceremonie verrichten zu sehen. Hugo hatte Horacen zu entfernen gewußt, denn er hoffte, an diesem Tag das stolze Gebäude kommender Triumphe zu gründen. Der stolze Häuptling erschien und der demüthige Pater empfing ihn am Eingang seiner Kirche mit knechtischer Verbeugung; auf dem Altare, der auf's Glänzendste geschmückt war, standen, in fließende Goldstoffgewänder gehüllt, die heiligen Personen des Mittlers und der gebenedeiten Mutter, über ihren Häuptern jedoch, dies hatte Athaliba verlangt, erhob sich auf einem Gerüste Mahuins, des zehnköpfigen Gottes, Gebild.

Der Zufall wollte, daß Horace, von seinem Geschäfte früher zurückgekehrt, gerade in dem Moment die Schwelle der Kirche betrat, wo Hugo im Namen der heiligen Jungfrau eine lange, mit Schmeicheleien überhäufte Danksagungsrede an den stolzen Häuptling hielt für die Gnade, welche er durch sein Bekenntniß der christlichen Religion erwiesen; er stürzte bei diesen Worten vor dem Götzenbilde nieder, indem er hiedurch das Zeichen allgemeiner Verehrung gab, dem die ganze Versammlung, die Familie des Häuptlings an der Spitze, folgte. Dies war für den auf's Aeußerste gebrachten Horace zu viel; mit fliegendem

Gewande, gleich dem Vernichtungsengel Gabriel, eilte er die Galerien hinab, schritt die Gerüste hinauf und betrat sie mit eisernem Fußtritt. „Elender!“ schrie er, und riß mit gewaltiger Faust Hugo empor, „was beginnst Du? — kniee vor Gott und nicht vor Teufeln!“ Schreck und Entsetzen füllten in dem Moment den weiten Raum des Tempels, die rohen Schaaren in Athaliba's Gefolge erhoben ein dumpfes, gräßliches Geschrei, das sich vielfach an den hohen Kreuzgewölben brach; Hugo, der hierin einen Schutz seiner Freunde ahnete, erhob sich aus seiner in Schreck und Furcht niedergebeugten Stellung und trat dicht an die Brüstung der Gallerie, um seinen Verfolger anzuklagen; doch in dem Augenblick traf schon den armen Horace ein Pfeil, aus der Tiefe hinaufgesendet, dergestalt in die Seite, daß er blutend niederstürzte. Die Jesuiten verließen in schneller Flucht den Tempel, denn sie erwarteten nichts Geringeres, als einen allgemeinen furchtbaren Aufstand, der sich für sie mit einem Blutbad endigen konnte, ein Ereigniß, das in der Geschichte dieser unglücklichen Missionen eben nichts Seltenes war. Doch Athaliba schien vollkommen durch die augenblickliche Bestrafung des Verräthers besänftigt, besonders deßhalb, weil der tödtliche Pfeil von dem Bogen seines eignen Sohnes, des jungen Montezuma, geflogen war, eines

Knaben, schön wie der junge Tag. Er war der Liebling seines Großvaters, so wie des Vaters, der den kühnaufstrebenden schlanken Jüngling seinen vierundzwanzig übrigen Söhnen mit entschiedener Parteilichkeit vorzog.

Hugo erschien bald nach diesem Vorfall in kriechender Demuth vor seinem hohen Täuflinge, und wirklich hatte seine Zuversicht ihn nicht getäuscht, er fand die gütigste Aufnahme. Athaliba erklärte ihn für einen edlen Märtyrer, und selbst Montezuma zeigte durch eine ihm sonst fremde Toleranz, daß auch er für seine Person dem fremden Gotte und seinem Diener eine gewisse Achtung nicht versagen könne; nur sollte sich jener tückische, wahnsinnige Eiferer, wie er Horacen nannte, nie seiner Schwelle nähern dürfen; Hugo stimmte beifällig in diese Ansicht und schied erst nach mehreren Tagen, nachdem er mit Gold, Perlen und Schätzen aller Art beladen worden war. Bald hierauf erlebte das Kollegium den glänzenden Triumph, daß Athaliba seinen Liebling Montezuma den Jesuiten, und vorzüglich dem Pater Hugo, zur Leitung überließ.

Horace erhielt von diesen Begebenheiten die genaueste Nachricht, während er, an seiner Wunde darniederliegend, das Zimmer hüten mußte. Die Kenntniß der Heilkräfte, die er in Coimbra durch anhaltendes Studium sich angeeignet hatte, unterstützte

jezt seine ungeschwächte Natur in ihren Bemühungen, die Krankheit zu besiegen, so kräftig, daß er nach einem Monat wiederum im Stande war, die ihm anvertrauten Geschäfte zu leiten. An dem Tage seiner Verwundung in der Kirche hatte, da seiner Ordensbrüder ihn verließen, ein junger Eingeborner sich seiner angenommen und ihn auf seinen Schultern aus dem Tumult getragen; auch später an seinem Krankenbette hatte Zirja Mittel gefunden, dem Unglücklichen nahe bleiben zu dürfen, um ihn zu pflegen. Horace erkannte seine Bestrebungen mit Dank, und im Gespräch, welches er in einsamen Nächten mit ihm führte, gewahrte er bald, daß ein Funke göttlicher Begeisterung in die empfängliche Seele des jungen Heiden fiel. Diesen zur Flamme anzuschüren, war dem edeln, von seinem Glauben selber tief Ergriffenen nicht schwer; doch er wußte aus der Geschichte seines eigenen Lebens, daß das Feuer schöner Begeisterung, wenn es auch noch so glühend emporstrebt, doch eines festen, unverfälschten Stoffes bedarf, an dem es zehrt, wenn es nicht bei den Stürmen des Lebens augenblicklich wieder verlöschen soll; er legte daher schwere Pflichten, schmerzliche Aufopferungen, gründliches Nachdenken und ernste Ueberzeugung zum Grunde, und bemerkte mit Freuden, daß seines jungen Lieblings Gemüth vor diesen Prüfungen nicht zurückbebte,

daß er den Glauben zwar langsam, aber desto sicherer in sich aufnahm. Auch deutet und erklärt ja eine Liebe die andere, und so gestaltete sich in Zirjas Busen die Freundesliebe zur geläuterten Gottesliebe. Ehe ein halbes Jahr verging, konnte der Heide mit Ueberzeugung zum Bunde der Christen übergehen, und erhielt, am Tage des heiligen Stephan getauft, den Namen dieses Märtyrers.

Hugo's beleidigter Stolz brütete indessen über Racheplänen; er sah mit hämischem Auge die Bekehrung des jungen Heiden und berechnete, welche Vortheile hieraus Horacen erwachsen könnten; denn Zirja war der Häuptlingsfamilie verwandt, aus einem angesehenen Stamme entsprossen. Ueberdies war ihm die Nähe eines Mannes, dessen strenge Grundsätze, dessen unbeugsamen Charakter er fürchten mußte, in seinem Wirkungskreise zu gefährlich, als daß er nicht seine Entfernung sehnlich hätte herbeiwünschen sollen. Noch fand er Trost in der bestehenden Feindschaft Ravezuma's, seiner Söhne und Enkel gegen Horace; doch jezt trat ein Umstand ein, der diese Feindschaft in das aufrichtigste und wärmste Wohlwollen verwandelte. Montezuma ward im Bade von einer giftigen Schlange am Arm verwundet; durch ein auf unrechte Weise angewandtes Heilmittel war der Schaden noch vergrößert und der

Jüngling an den Rand des Grabes gebracht worden. Jammernd stürzte sich der unglückliche Vater vor den Altären seiner Götter nieder, himmlische und menschliche Hülfe anrufend, bewegte er durch seine Klagen jede auch noch so verhärtete Brust; auch zu Horacens Ohr drangen sie; er erschien am Lager des Halbbewußtlosen. Genau die Umstände bei der Verwundung, so wie die Natur des Giftes untersuchend, fand er endlich ein Mittel aus, welches Rettung versprach. Drei fürchterliche Tage vergingen, wo der Kranke einem völlig Todten gleich dalag, am Morgen des vierten öffnete er aber von Neuem die Augen dem Lichte, mit der Klarheit und Sicherheit eines Genesenen. Er richtete sich auf und begrüßte seinen Vater, der zu Häupten des Lagers kniete; Athaliba's Entzücken kannte keine Grenzen, er forschte nach dem Retter seines Lieblings, und an Zirja's Hand trat Horace in's Gemach. Bei seinem Anblick verhüllte der stolze Häuptling sein Antlitz. „Wehe mir!“ rief er mit durchdringendem Schmerzenslaut, „ich habe dieses Mannes Blut vergossen! der Gott meiner Väter hat aber nicht gewollt, daß er Gleiches mit Gleichem vergelte. O führe ihn zu mir, Zirja, daß sich Ravezuma's Sohn und Eridura's Enkel vor der weißen Stirn eines Christen demüthige; denn bei dem Haupte meines Vaters, er hat am edelsten

gehandelt von Allen, die die salzige Straße des Meeres hieher gezogen sind, um in dem silbernen Schild unsers großen Flusses sich zu spiegeln. Führe ihn her zu mir!“

Horace stand mit der Unbefangenheit eines siegenden Bewußtseyns vor dem stolzen Fürsten, der ihm vergeblich die reichsten Schätze anbot. „Ich habe gehandelt, wie ich sollte und mußte,“ erwiderte er ruhig; „uns Christen ist es Pflicht, unsern Feinden Gutes zu thun! glaube nicht, Athaliba, daß ich den Knaben rettete, weil er Dein Sohn war, ich hätte ebenso Deinen niedrigsten Sklaven gerettet.“ — „Du verschmähst meinen Dank,“ nahm der Häuptling das Wort, „so verschmähe wenigstens nicht, einige Tage mein Gast zu seyn, damit sich an unserem Heerde der Schatten eines Mannes an die Wand male, welcher es verdiente, der Freund der Fürsten des großen Flusses zu seyn.“

Diese Einladung konnte Horace nicht ablehnen, er folgte, von Montezuma und Zirja begleitet, dem beglückten Vater in dessen Wohnung. Hier fand er nun die vom Himmel so oft erflehte Gelegenheit, Gutes zu wirken in reichem Maaße; die Herzen waren ihm und seinem Worte geöffnet, Milde, Güte, Gerechtigkeit und Liebe erblühten unter seinen Händen, und ehe das Jahr noch seinen Kreislauf vollendet, genoß er des

Entzückens, durch die Taufe das schöne Werk der Bekehrung an der ganzen Familie zu krönen. Doch wie bitter war die Belohnung für sein Wirken.

Hugo's Bemühungen war es endlich gelungen, seinen Mitprofessen bei den Obern verdächtig zu machen, als einen gefährlichen Neuerer, dessen schwärmendes Haupt nicht eher ruhen werde, als bis die trefflichsten, seit lange bestehenden und mit Mühe befestigten Ordnungen umgestürzt seyen. Hierauf langte ein Befehl des Ordensgenerals aus Rom an, der Horacen zurück nach Europa beschied. Diesem Briefe lag ein Schreiben von Don Riguez bei, dessen Inhalt schmerzlich verwundend war. „Sie kommen, Don Horatio, in unsern Kreis zurück, doch die Hoffnungen, welche der Orden auf sie gründete, sind abermals getäuscht worden. Mit Mühe gelang es mir, den Zorn unseres Generals, in dessen Nähe ich jezt in Rom wohne, von Ihrem Haupte abzulenken. Unglücklicher, wie lange werden Sie in der Irre gehen, wie lange wird das Leben und Ihre Bestimmung Ihnen ein Räthsel bleiben? Der Befehl der Obern sendet Sie für's erste nach Marseille; doch ich hoffe, Sie vielleicht bald in Rom zu begrüßen.“ Sebastian schrieb die wenigen Worte: „Wir haben Euch nicht aus unserem Andenken gelöscht, Don Horatio, in Marseille wird man

Euch in meinem Namen empfangen; die heilige Jungfrau und der Apostel Johannes mögen Eure Person schützend begleiten bei den Gefahren einer so langen Seereise."

Horace fühlte nur zu deutlich, von welcher Hand dieser Streich geführt worden; sein Schmerz, sich verkannt zu sehen, wurde jedoch durch das Bewußtseyn, jene Vorwürfe nicht zu verdienen, gemildert; auch freute es ihn im Stillen, daß sich nun das theure Land seiner Jugend ihm wieder öffne, ewig geliebte Bilder füllten den Busen, doch ach! unter diesen fehlte das geliebteste — Constanzens Bild. Warum ward ihrer mit keiner Sylbe erwähnt? hatte sie im Arm eines Gemahls des Freundes vergessen, oder war sie, einem Engel gleich, frühe dem finstern Treiben der Sterblichen entrückt worden? Quälende Besorgnisse füllten das Auge ihres Freundes mit Thränen. Als die Familie Ravezuma's die baldige Abreise ihres geliebten Gastes erfuhr, äußerte sie Sorge und Betrübniß; Montezuma wollte seinen Lehrer begleiten, und Zirja war durch keine Bitte oder Vorstellung von dem Entschluß abzubringen, die Reise nach Europa mitzumachen. „Nimm Deinen Freund als den geringsten Deiner Knechte mit, laß mich zugleich mit Dir den Strahl des Lichtes saugen, welchen Dein klares Auge trinkt; viel eher kannst Du's Deinem Körper

verbieten, den Schatten in seinem Gefolge zu haben, als es Dir gelingen wird, Zirja's Bewunderung von der Schönheit Deiner Seele zu trennen.“

Als die Abschiedsstunde schlug, hatte Athaliba dem edlen Christen den größten Beweis seiner Zuneigung zugedacht; er führte ihn in die innere Abtheilung seiner Wohnung, wo die Frauen königlicher Abkunft sich versammelt hielten. Hier nahm er ihn bei der Hand, und indem er ein junges, blühendes Mädchen zu sich winkte, sagte er mit feierlicher Stimme: „Großmüthiger Mann, Spiegel des wahren Glaubens, den auch der Sohn Ravezuma's verehrt, nimm hier die Tochter Geoma's, des Kindes Ravezuma's, zu Deiner Gattin, nimm das Kind der Palmen mit in Dein Vaterland und laß ihre Stimme Dir seyn gleich dem Vogel der Erinnerung, der auf dem dürren Aste der Gegenwart seine goldenen Lieder singt. Ich habe Dein Blut vergossen und Du thatst mir Gutes; jezt nimm das Gute, welches meinem Sinn Dir zu erweisen gelüstet.“ — Horace sah das zitternde Geschöpf zu seinen Füßen sinken; er hob es auf, und indem er durch eine ehrfurchtsvolle Beugung den stolzen Häuptling begrüßte, lehnte er mit freundlicher Würde das schöne Geschenk ab. „Du weißt, Fürst,“ sprach er, „daß ein Gelübde uns verbietet, der Liebe

eines Weibes theilhaftig zu werden; sichere mir auch in der Ferne Deine Achtung und Liebe, Athaliba, und Du hast mich reichlich und auf alle Zeiten beschenkt. Bleibe dem Glauben treu, den Du in meine Hände geschworen, und sey versichert, daß wir uns dereinst wiedersehen.

Noch denselben Abend ging das Schiff, welches unsern Freund entführte, unter Segel; Zirja befand sich auch auf demselben, und Hugo gab unter geheuchelten Freundschaftsversicherungen den Abziehenden das Geleit.

In einer der Hauptstraßen der reichen Handelsstadt Marseille war vor einem ansehnlichen Palaste, den die Wittwe Antonia Berosi bewohnte, ein so starkes Gedränge, daß es zwei Reitern in ziemlich einfacher Tracht und auf schlechten Rossen äußerst schwer wurde, den Weg zu der Treppe des Palastes sich zu bahnen. Don Alphonso, der Vicekönig von Neapel, war zu Gast bei der reichen Wittwe, und die grenzenlose Pracht und Fülle der köstlichen Bewirthung hatte einen großen Theil der Stadt in Bewegung gesezt. Der ältere der beiden Fremden hatte jezt den Eingang erreicht, schwang sich ermüdet vom Pferde und stieg, seinen Gefährten bei den beiden Thieren zurücklassend, die Treppe hinauf. Als

die Wache am Eingange ihn befragte, wies er ein Schreiben vor, das an den Provinzialen der Jesuiten zu Marseille gerichtet war; sogleich eilte ein Page hinauf und kam bald mit einem ältlichen Mann in der Tracht des Ordens zurück, der nach dem Begehren des Fremden fragte. „Kann ich den Pater Provinzialen nicht unter vier Augen sprechen?“ — „Er verrichtet eben seine Andacht,“ war die Antwort, „doch bleibet hier im Vorgemach, ich will Euch melden.“ Der Fremde wandte sich, und indeß jener davon eilte, sah er sich in dem köstlichen Gemache, dessen Wände die schönsten Gemälde zierten, näher um; plötzlich rauschte die Thüre auf, ein langer starker Mann mit gebieterischen Zügen trat herein und fixirte den Fremden; dieser schaute lange in die strengen Augen, dann rief er: „Sebastian!“ und stürzte an die Brust des Freundes. Der Provinziale schloß den Wiedergefundenen in seine Arme; eine Pause entstand, während welcher sich beide Männer aufmerksam und nicht ohne Spuren tiefer Rührung betrachteten. Sebastian stand fast als Greis vor dem noch immer blühenden Genossen; er schien diese Bemerkung in Horacens Blicken zu lesen, seine Rechte fuhr über die hohe, gewölbte Stirne, und er murmelte vor sich hin: „Ihr findet mich verändert, Horatio? Sorgen, unermeßliche Thätigkeit für den Orden haben

die Fülle von meinem Gebein gezehrt. Dich, Dich aber hat die Luft, welche kühlend die Häupter der Palmen schüttelt, mit dem frischen Hauch ewiger Jugend angeweht. Wird denn dieser kräftige Bau, diese französische Lebendigkeit, dieses Feuer Deiner Augen nie gedämpft, nie gelöscht werden? Willst Du nimmer sterben?“ — „Im Dienst des Ordens bist Du gealtert?“ rief Horace; „füge nur hinzu, auch im Dienst schöner Beichtkinder!“ — „Welche Sprache!“ erwiderte Sebastian, „ich kenne Dich nicht wieder; solche Behauptungen gehen über Deine Lippen?“ — „Ich kenne die Welt!“ rief Horace, „der Knabensinn, der alle Gegenstände entweder schwarz oder weiß malte, ist verschwunden; ich weiß, was und wie viel ich von dem Menschen zu fordern habe.“ — „Glück zu!“ frohlockte der Provinzial, „so bist Du jezt also doppelt der Meine.“

Er zog ihn in ein anderes Gemach. „Komm, Freund meiner Jugend, Dir öffnet sich dieses streng verschlossene Herz! — Ja, auch ich kenne diese Welt, kannte sie schon damals, als Du noch träumtest. O Horace, ein Thor ist, der schönen Luftgebilden nachjagt! Ein dumpfes Bewußtseyn leitete mich frühe zu diesem Orden, dessen innerste Organisation meinem Charakter wie ein bequemes glänzendes Kleid anpaßt. Die Väter dieses Bundes haben gezeigt, daß sie den alten Adam, den

Menschen, wie er von Anbeginn der Zeiten war und wie er seyn wird, kannten, diesen Menschen mit seinem angelogenen Streben nach Licht, mit seinem Durst nach Unerreichbarem und mit allen seinen liebgewordenen, angeerbten Sünden. Die große Aufgabe war, der Welt die sogenannten Laster als Tugenden zu verkaufen, den Menschen an sein ursprüngliches Element, die Sinnlichkeit, festzuknüpfen und den großen Haufen durch den Schein zu regieren. Bin ich unter Raubthieren selber ein Raubthier geboren, so will ich rauben, und nichts als rauben; doch mein Fell soll das glatteste, mein Schmeicheln das anlockendste, mein Sprung, mit dem ich die Beute erhasche, soll der zierlichste, aber zugleich der mordendste seyn. Wie? soll ich den Unverstand so weit treiben, mich für ein Lamm auszugeben, bloß um Andern die Lust zu erhöhen, mich zu würgen? Sieh, Geliebter, so dachten die Väter dieses Ordens, so wandelten sie umher und mischten sich in die bunten Gruppen des Lebens; das rohe Geräusch des Unverstandes, die laute Klage der Andacht, das Gepränge der Herrschsucht, sowie die stille Thräne im Gemache der Sorge machten sie nicht mehr irre; einmal das Bild des Menschen im Herzen, konnte kein äußerer Zufall ihnen das kalte, immer gleiche Aeußere ihrer bleichen Züge rauben. Weltliche Ehre, prangende Kleider, schimmernde Kronen

und Bischofsstäbe, sowie gelehrte, hochmüthige Talare wiesen sie hartnäckig von sich, denn sie saßen an der Quelle, vor deren Fülle ihnen jene Flitter nur armselig erschienen. Waren sie es doch, die die Hand lenkten, welche den schweren Scepter, den gewichtigen Hirtenstab führte. Und haben wir endlich das, was wir sind, nicht durch blutige Opfer erkauft? Der Eigensinn und die Thorheit der Menschen raubt uns goldene Genüsse; gelingt es uns auch, feiner als unsere Betrüger, diese wieder zu betrügen, so feiert doch dadurch, daß ein tausendjähriger Irrthum sie scheinbar zu unsern Richtern eingesezt, ihre plumpe Dummheit täglich und stündlich neue, rohe Triumphe über unsere Klugheit, Triumphe, die zwar das Gebäude unserer Uebermacht nicht zu erschüttern vermögen, dennoch dem Einzelnen immerdar empfindlich bleiben. Wir dürfen das Glück der Vaterschaft nicht kennen; unser Haar erbleicht nicht unter der liebenden Hand eines Weibes, am Gelage, an dem Jugend und Lebenslust köstliche Stunden verbrausen, geht unser Fuß kalt vorüber; stets muß ein Panzer unsere Brust verschließen, und nur im Geheim dürfen wir uns als Menschen menschlich zeigen. Doch die Thoren! sie wissen nicht, daß die Rache für jede unter diesen Martern hingebrachte Stunde schrecklich auf ihr Haupt zurückfällt, daß, wo wir nicht öffentlich

uns sättigen können, wir im Geheim morden!“ — „Halt ein!“ rief Horace; „zu welch einer fürchterlichen Consequenz hat sich Dein geheimnißvoller, finsterer Sinn ausgebildet! Halt ein! Deine Ansicht ist nicht die meine, wird nie die meine seyn! — „Unglücklicher!“ entgegnete Sebastian, „und sagtest Du nicht eben, daß Du jenen Schwärmereien der Jugend mit Beschämung entsagt?“

Horace hatte sein Antlitz verhüllt, er stand an die Säule des Eingangs gelehnt. „O meine Jugend, meine Liebe!“ flüsterte er, „wohin sind sie!“ Er warf sich an die Brust des Freundes: „Fühle an diesem heißen Busen, an diesem vielleicht nur zu ungestüm klopfenden Herzen, daß es eine Tugend gibt, daß Horace für sie glüht. Ach, kenntest Du die Wärme dieses Herzens, das Du so oft beleidigtest und das dennoch mit schwärmerischer Liebe an Dir hängt! Sebastian, Sebastian, warum mußtest Du so verloren gehen!“

Der Portugiese hatte sich weggewendet, er schien gerührt und verharrte in einem Moment des Nachdenkens, dann nahm er das Wort und sagte: „Wie sind wir auf derlei Gespräche gekommen? ist es nicht viel wichtiger, jezt nach Eurer Reise sich zu erkundigen? Don Riguez wird sich freuen, Euch wieder unter seiner Umgebung zu sehen.“ — „Don Riguez?“ rief Horace, sich sammelnd,

„wie geht es ihm, welches Geschäft betreibt er?“ — „Gegenwärtig befindet er sich in Rom; man versichert mich, daß sein Ansehen dort täglich wachse, der heilige Vater behandelt ihn vorzugsweise mit Güte und Aufmerksamkeit. Ja, es ist sogar erzählt worden, er könne leicht unser General werden, denn Gomez ist alt und sehr kränklich.“ — „Gott gebe ihm seinen Segen!“ rief Horace; „doch wie ist es Dir ergangen? ich sehe Dich als Provinzialen wieder, eine Auszeichnung, die Du nach Deinen Jahren noch nicht erwarten konntest.“ — „Sie haben mir gegeben, was sie vermögend waren,“ entgegnete der Pater; „doch habe ich auch für die Schwachköpfe mich abgearbeitet und das Roth von meinen Wangen gestohlen.“ — „Dieses Roth,“ bemerkte Horace lächelnd, „stahl schon die schöne Judith von Deinen Wangen, während wir im finstern Saale des Kollegiums, an die Schulbank geschmiedet, die Oden des Pindar lasen.“ — „Jugendthorheiten!“ spottete der Jesuit; „wer sagt mir, wie Ihr Euer Leben in der neuen Welt genossen?“ — „Und welches ist mein Geschäft hier?“ fragte der Franzose; „seine Befehle hat diesmal der alte Brunold so dunkel ausgesprochen —“ — „Der Eingeweihte wird sie verstanden haben. Die Stadt wimmelt hier von versteckten Hugenotten. Du trittst als Coadjutor in das neu errichtete Profeßhaus

hier." — „Als Coadjutor?" rief Horace, „das erlaubt mein Rang nicht, ich bin Professe von drei Gelübden und kann auf die Rektorstelle Anspruch machen." — „Das könnt Ihr, und wir wollen sehen, was sich machen läßt. Was mich betrifft, so behandelt mich öffentlich mit der Achtung, die sich ziemt, für meinen Stand sowohl als für die Rolle, die ich hier bei einer vornehmen Dame spiele." — „Und diese ist?" fragte Horace mit fast spitzigem Tone. „Eine sehr ehrwürdige," war die Antwort; „ich bin ihr Beichtvater und sie ist im Begriff, große Reichthümer unserm Orden zu schenken. Erklärte Hugenottin vor dem Volk, ist sie längst im Stillen eine der Unsrigen. Das bevorstehende Frohnleichnamsfest ist bestimmt zum Zeitpunkt ihres Uebertritts zu der alleinseligmachenden Kirche."

Ein paar Diener traten herein, ihnen folgte ein Page, dessen ungewöhnliche Schönheit Horacen auffiel; er näherte sich Sebastian, indem er rief: „Der Graf von Orviedo will Eurer Würden die Hand küssen." — „Ich grüße ihn im Namen unserer Brüderschaft, er komme. Pater Horatio, folgt diesem Diener in die für Euch bestimmten Gemächer, welche Ihr bewohnen mögt, bis Eure Aufnahme in dem Profeßhause erfolgt." Horace ging, nachdem er sich mit Anstand vor seinem Obern verbeugt hatte; der Knabe, der

ihm folgte, blieb an der Schwelle stehen und betrachtete mit besonderer Theilnahme die Gestalt des Fremden.

Jene Wohnung machte einen Theil des weitläufigen Gebäudes aus, das die reiche Wittwe bewohnte. Sie selbst war eine hohe üppige Gestalt in der vollen Sommerreife des Lebens, mit Zeichen ehemaliger hoher Schönheit. Verschlossener Stolz und leidenschaftliche Bestimmtheit lagen auf ihren Zügen; sie erschien öfters an der Seite Sebastians, der hinter der Maske anspruchloser Demuth den Triumph nicht verbergen konnte, den ihm seine Begleiterin über sich gegönnt hatte. Die Menge der Feste, die jezt unausgesezt einander folgten, machte, daß Horace, troz seinen Bemühungen, nicht in den Kreis der ihm bestimmten Thätigkeit eindringen konnte. George Boniface, ein junger Mann von dreißig Jahren, ein naher Verwandter der Frau Antonia, bekleidete das Amt des Rektors auf widerrechtliche Weise; unter seiner Leitung waren fünfzig Jünglinge und Knaben verwildert, und die wenigen Männer von Ansehen und edlem Willen fanden in den niedrigsten Kabalen stets unwürdige und empörende Fesseln. Unzählige Klagen über begangene Ausschweifungen und das zügellose Leben des Kollegiums drangen zu Sebastians Ohr; doch taub für die augenblicklichen Bedürfnisse, versprach

er Aenderung, wenn es ihm gelungen seyn würde, das Hauptziel zu erreichen.

Als die heilige Zeit nahte, wurden die Feste eingestellt und der Tag erschien, den die Wittwe zur feierlichen Handlung bestimmt hatte; einige Wochen vorher war sie fast täglich mit Sebastian in ihren Gemächern eingeschlossen, ging sie jedoch hervor, so flossen schwarze schleppende Gewänder um die hohe prächtige Gestalt, die ganze weibliche Dienerschaft war schwarz gekleidet und selbst die Bekleidung der Wände war von derselben Farbe.

Am Vorabend des heiligen Tages wandelte Horace einsam auf der Rhede hin. Seine Seele war in Träume gewiegt, jene Gefühle, die ihm vorgeschwebt hatten, als er zum ersten Male wieder Europens Küste betrat, gingen jezt durch den bewegten Busen: Constanzens Gestalt stand vor ihm, er hatte mit Sebastian nicht von ihr sprechen mögen, und die Forschungen, welche er in der Stille angestellte, waren ohne Erfolg gewesen; nur Don Riguez konnte von ihr wissen, und den hielt die Ferne gefangen.

Der eintretende Abend umschleiert den ungeheuren Mastenwald der vor Anker liegenden Schiffe, das Getümmel legte sich zur Ruhe und einsam brannten die hohen Pechpfannen, am Geländer

hin vertheilt, ihre schwarzen Rauchmassen majestätisch in die ruhigen Lüfte wälzend. Umschauend hatte Horace schon lange bemerkt, daß Jemand in einen Mantel geschlagen ihm folgte. Er beschloß, eine Gondel zu besteigen und auf das ruhige Meer hinausfahrend, den Aufgang des Mondes zu erwarten. Als er die kleine Treppe hinabstieg und eben den Fuß in das Fahrzeug setzen wollte, machte ihn der wankende Schein der Fackeln irre, er verfehlte das dünne Brett, das Boot schwankte, raubte ihm das Gleichgewicht, und in dem Moment schlugen die finstern Wellen über ihm zusammen. Ein kurzer Schrei wurde hörbar, doch wenig Augenblicke darauf fühlte sich der Sinkende von zwei Armen umfaßt, die ihn in die Höhe ziehen wollten, aber vergeblich gegen den Andrang der Wogen kämpften. Das Gedränge der Böte und Menschen, das Geschrei, das sich erhob, dazu die Schrecken des Elements schienen dem hülfreichen Retter mit dem Gegenstand seiner Bemühungen zugleich die Besinnung zu rauben. Als zwei handfeste Matrosen beide den Fluten entrissen, erkannte Horace in seinem edelmüthigen Leidensgenossen den jungen Pagen im Dienste Sebastians; er war erstaunt und erfreut über diese Entdeckung. Auf seine Veranstaltung wurde der Besinnungslose in ein nahestehendes Wachhaus gebracht und hier mit

ihm allein gelassen. Kaum öffnete er die Augen, als er sie furchtsam nach allen Richtungen wendete und endlich auf des Paters Zügen weilen ließ; er erhob sich, schlug die Arme mit Heftigkeit um den Nacken des Erstaunten und feuchtete seine Wangen mit heißen Thränen. „Was ist Dir, mein Sohn?“ rief Horace; „Du wolltest mich retten, dankbar erkenne ich Deine edle That; doch sprich, kann ich Dir vielleicht einen ähnlichen, wenn auch nicht so großen Dienst erwiesen? Du scheinst mir unglücklich.“ — „Ich bin es!“ rief der Page; „doch ein Wort von Dir, und ich bin es nicht mehr; ja, Du bist edel, Du gehörst nicht zu den schwarzen, tückischen, schleichenden Bösewichtern. Rette, rette mich — rette mich aus den Händen jenes Elenden!“ — „Von wem sprichst Du, Knabe? vom Pater Provinzialen?“ — „Von ihm; er hat meine Jugend gemordet, mich dem Hause meiner Eltern entführt; er hat — “ Ein neuer Thränenstrom erstickte die Worte, in Horacens ahnendem Gemüth ging die Lösung des Räthsels auf; er hob den reizenden Knaben aus seiner gebückten Stellung auf, liebkosend drängte er den blonden Lockenkopf in die Höhe und sagte sanft ausforschend: „Du bist nicht, was Du scheinst; vertraue mir.“ Eine heftige Röthe flog über die blühenden Züge. „Eure Ahnung hat Euch nicht getäuscht, frommer Vater,“ lispelte das

verkleidete Mädchen; ich heiße Clara Louisson. Ihr wißt jezt mein Schicksal, könnt Ihr mich nicht retten, nicht heute noch mich retten, wohlan, so habe ich es meiner Schutzheiligen zugeschworen, morgen, wenn der Zug in die Kathedrale geht, werfe ich mich der Frau Antonia zu Füßen, und erfahren soll sie es, welche Schlange sie in ihrem Busen groß gezogen; beim Himmel, das thue ich!“ Sie rang von Neuem die Hände, und indeß Horace sich tröstend über sie beugte, ging die Thür des Gemaches auf und eine Anzahl Matrosen drang herein, an ihrer Spitze George Boniface. Das Mädchen hatte sich schnell abgewendet, doch nicht schnell genug, daß nicht dem jungen Jesuiten ein rascher Blick die Kenntniß ihres wahren Geschlechts gegeben hätte; er ließ sich aber nichts merken. Bald darauf erschien Sebastian selbst, und Zirja, der das Unglück seines väterlichen Freundes vernommen, floh wie ein erschrecktes Kind weinend zu seinen Füßen. Der Page war in der Menge verschwunden.

Das Geheimniß, das sein Ohr vernommen, mehr aber noch die Drohung, die das unglückliche Mädchen hinzugefügt, ängstigten das Gemüth Horacens; er erhob sich in der Stunde der Nacht und forderte Gehör bei Sebastian. Dieser saß noch an seinem Schreibtisch und blickte mit Verwunderung auf den eintretenden Freund; er schob

ihm einen Stuhl hin und vernahm den Bericht, den jener mit beklemmter Stimme vorbrachte, ohne eine Miene zu verziehen. „Gut!“ entgegnete er, als der Freund geendet; „nun sprich mir von dem Geschäft, dessen Wichtigkeit Dich bewog, mich um diese Stunde aufzusuchen.“ Jener sah ihm erstaunt in's Antlitz; „Du scherzest!“ rief er; „ein Geschöpf, das Du unglücklich gemacht, droht Dir, durch eine furchtbare Anklage bei der Wittwe, die Früchte Deiner Bemühungen zu rauben, und Du kannst noch nach einem wichtigern Grund meines Erscheinens fragen? Sebastian, wenn Dein Gewissen Dich hier nicht mahnt, so sollte es doch wenigstens Deine Klugheit thun.“ — „Geisterseher!“ rief höhnend Sebastian, „hat sich das Mädchen Dir entdeckt, so weißt Du, was Du zu thun hast; für mich ist nichts zu besorgen. Die Undankbare soll meinen Zorn fühlen; ich entzog sie der Armuth, den drückendsten Verhältnissen.“ — „Um sie zur feilen Dirne herabzustoßen!“ rief Horace; „o Fluch über dieses Mitleiden, diesen Edelmuth!“ — „Freund,“ entgegnete Sebastian trocken, „die Nacht ist kurz, der morgende wichtige Tag wirft schwere Lasten auf mich, verschone meine verdüsterte Seele mit kindischen Historien und Befürchtungen.“

Horace verließ mit Bitterkeit die Stube; als er den Gang hinab schritt, schlich ihm das

verkleidete Mädchen nach, sie stürzte vor ihm auf die Knie. „Du bittest vergebens!“ rief er, „doch bleibe ruhig, ich will für Dich sorgen.“ — „Ruhig?“ rief sie, „ich will nicht mehr ruhig seyn! O meine Mutter, meine sterbende Mutter! ihr Fluch ruht auf mir, sie zeigt mir jezt den Weg zur Rache.“ Die Gestalt verschwand in die Schatten des Ganges und Horace brachte eine kummervolle Nacht ohne Schlaf zu.

Das festliche Gepränge des heiligen Zuges bewegte sich eben durch die von Volk wimmelnden Gassen, unzählige Reiter, Sänften und Wagen schlossen sich an und Alles nahm die Richtung zur Kathedrale, von deren Thürmen die durcheinander klingenden Töne der festlichen Glocken wie Musik niederschallten. Antonia, an der Spitze ihrer Frauen, kam wie eine Königin, in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt, das Zeichen des siegenden Glaubens, ein Kruzifix, in der Hand, ihr zur Seite Sebastian; der Chor der Jesuiten, die Mönche und Priester, zahllose Frauen und Jungfrauen bewegten sich hinterher durch die Reihen der königlichen Trabanten. Jezt, da eben der Fuß der Wittwe die Eingangsstufen der Kathedrale betreten wollte, flutete der ambrosianische Lobgesang wie mit Engelsfittigen ihr voll und blühend entgegen; die durstige Seele sog ihn ein, und Stirn und Auge der edlen Frau verklärten

sich wie im Lichte; unwillig sieht sie sich um, da der Zug stockt, ein heller, durchdringender Schrei erhebt sich, und ehe die Wachen es wehren können, stürzt Sebastians Page hervor und wirft sich zu den Füßen der Dame; das Kleid aufreissend, umschlingt er ihre Knie und ruft laut: „Sieh her, glaube ihm nicht, er hat Dich betrogen, hohe Frau, wie er mich betrogen! glaube ihm nicht, schändliche Künste der Verführung haben meine Jugend gemordet!“ Auf diese Worte, von welchen die Luft erbebte, folgte tiefe Stille der Ueberraschung; Antonia sah auf die Unglückliche nieder und richtete dann mit allen Andern zusammen den Blick auf Sebastian; doch dessen stets bleiches Antlitz zeigte auch jezt keine Spur von Farbenwechsel; einen Moment stand er stille, dann wich er scheu zurück und rief mit unterdrückter Stimme: „Was will die Wahnsinnige? entfernt sie, Leute, damit nicht der heilige Zug gestört werde.“ — „Wahnsinnig!“ rief das Mädchen, „wahnsinnig soll ich seyn! Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede; dort steht der, der es mir beweisen wird.“ Sie zeigte auf Horatio und diesen durchfuhr ihr flammender Blick gleich einem Dolchstoß; ihm ahnete, was kommen werde. „Wie!“ rief Sebastian, sich langsam umwendend; „Pater Coadjutor, Ihr kennt das Mädchen? So mögt Ihr mir

nachher über diesen Vorfall Auskunft geben. Jezt, Soldaten, ergreift die Arme, entfernt sie, es soll an meiner Fürbitte zu Gunsten der Verwirrten nicht fehlen.“ Das Mädchen wurde troz ihrer Weigerungen fortgeführt, noch lange hörte man ihre Stimme, endlich verlor sie sich. Tiefe Erschütterung lag auf Antonias Antliz; nur zu gewiß war ihr die Lösung des furchtbaren Räthsels; der Freund, dem sie vertraut, der eifrige Seelsorger, an dem sie ihre feste Stüze gefunden zu haben glaubte, er stand als entlarvter Heuchler, als tiefgesunkener Sünder vor ihr; ihre Hand zuckte heftig, als er darnach griff, sie wandte ihr Antliz weg und konnte nur, indem eine Leichenblässe ihre Züge überflog, die Worte lispeln: „So ist es Euch denn gelungen, mich auf das Tiefste zu verwunden; mein Herz, das schon die Süßigkeit dieser Stunde zu kosten begann, ist auf das Fürchterlichste zerrissen; o hätte ich Euch nie gesehen!“ Sie kniete vor den Altar nieder, und das Erste, was sie that, war, daß sie ihren Schmerz in das vorgehaltene Tuch in bittern Thränen ergoß. Sebastian stand unter den zur Erde hingeworfenen Gestalten allein aufrecht da, den Blick mit ungeheurer Kälte vor sich hin richtend; die Lobgesänge folterten sein Ohr, aber er triumphirte, daß es ihm gelungen war, vor der Menge allen Verdacht von sich abzuwerfen.

Horatio war dem Gotteshaus entflohen, denn mit einem Herzen voll Bitterkeit glaubte er nicht bestehen zu können vor der ewigen Erbarmung.

Wenige Tage darauf kam es, wie er gefürchtet hatte; die abscheuliche Anklage wurde erhoben. Georg Boniface trat auf; die Matrosen, welche den Jesuiten mit dem Mädchen gesehen, zeugten, und nur Sebastian zögerte noch, das schuldig auszusprechen. Eine Woche später erhielt Horace ein Schreiben, in welchem ihm anbefohlen wurde, nach Rom zu kommen, um sich zu verantworten; er sah nur zu deutlich, wie man auch von Marseille ihn zu entfernen trachte. Georg Boniface wurde als Rektor bestätigt und Sebastian mit Lob überhäuft; das Kollegium triumphirte. Als der Verwiesene der lezten Sitzung der versammelten Brüder beiwohnte, fand Sebastian für gut, mit Thränen im Auge ihm zuzurufen: „Unglücklicher Bruder! die Liebe meines Herzens, dieses Brunnens, der nie aufhören wird, Dich mit Segen zu überschütten, sey auch jezt wieder Dein Begleiter; ziehe glücklich! Was der Mensch verbrochen, was der Genosse des Ordens gefehlt, ich habe es mit blutendem Herzen gerügt; doch der Freund hat dem Freunde nichts zu vergeben; komm und fühle, vielleicht zum lezten Male, meine brüderliche Umarmung.“ Er öffnete seine Arme; als aber Horace einen schnellen unheimlichen Schritt

that, sich ihm nähernd, trat der hohe Mann, seltsam zusammenschaudernd, zurück und wandte sich weg, unvermögend, in die Augen zu schauen, die ihn anblickten.

Wenige Tage vor Horacens Abreise stürzte Zirja in sein Zimmer. „Ewiger Gott!“ rief er, „was muß ich erleben hier im Lande der Christen! Sieh, Freund, geliebter Bruder, sieh dieses Mädchen! möchte wohl ein Engel, eine Heilige schöner seyn? sie fand ich im Gebüsch nicht fern von der Stadt unter den Händen zweier feilen Mörder, die eben das kalte Eisen ihr in den Busen stoßen wollten; ich habe sie gerettet.“ — Clara hatte ihre Pagenkleider abgelegt und hing an Zirja's Halse; auf ihre rührenden Bitten gestattete der Jesuit den Liebenden, die schon lange eine zärtliche Neigung für einander gehegt, ihn nach Rom zu begleiten. An Sebastian schickte er folgende Zeilen: „Unser Bund ist zerrissen — auf ewig! Bedachtest Du in jenem fürchterlichen Moment, in dem Du die Anklage auf mein Haupt wälztest, was Du mir schworst im Kerker zu Coimbra? Nicht mehr wolltest Du mich zum Träger Deiner Sünde machen, nicht mehr mich tückisch verrathen! Gott richtet zwischen uns! ich habe keinen Freund mehr!“

Als die Thürme von Marseille seinen Blicken entschwanden, drückte er sein Antlitz in seine Hände,

und eine Wehmuth, wie er sie noch nie empfunden, nahm seine Seele ein. Wieder eine Stufe niedriger herabgestiegen zum Grabe, vielleicht die lezte! Es war ihm, als tönten noch die Glocken von der hohen Kathedrale zu ihm herüber aus der Ferne, gleichsam ihn mahnend, daß seine Männerbrust nicht erschlaffe, sondern sich tüchtig halte für die rauhen Pflichten seines Daseyns.

Wir übergehen jezt einen Zeitraum von zwanzig Jahren; der Schauplatz unserer Geschichte ist Rom. Don Riguez, zum General des Ordens ernannt, hatte nur kurze Zeit regiert, doch seltene Talente entwickelt; ihm folgte Sebastian. Mit fester Hand ergriff er den geistlichen Herrscherstab, dessen Glanz ihm schon beim Beginn seiner Laufbahn vorgeschwebt, und wirklich hätte man keinen der Stelle Würdigern wählen können; der Mann von edlem, warmen Herzen, voll reiner Menschenliebe wäre wenig tauglich gewesen, der kühne, ehrgeizige, weltkluge, versteckte Höfling war jedoch völlig an seinem Platze. Anders hatte sich Horacens Schicksal gestaltet; nicht der Glanz, den die Hofhaltung des Statthalters Petri verbreitete, nicht die Hoffnung auf Erhebung und Beförderung war der Grund seines steten Aufenthalts in Rom gewesen, vielmehr hatte ihn die

Pflicht eines Jugenderziehers gefesselt. Als Professe von vier Gelübden stand er einem großen Kollegium vor, in dem eine Anzahl Jünglinge aus den ersten Familen sich befand; diesen war er väterlicher Rathgeber und Freund. Die Fehler des raschen Jünglings, die Mißgriffe des das Gute wollenden, doch die Welt verkennenden Mannes waren von ihm gewichen; das wilde, verzehrende Feuer hatte einer edlen Wärme, die schnelle That der klugen, reifen Ueberlegung, der durch Mißgeschick erschütterte Glaube der festen, klaren Ueberzeugung des frommen Greises Platz gemacht; die Ordensbrüder, Sebastian an ihrer Spitze, erkannten ihn für vollkommen würdig der Verpflichtung, die er übernommen.

Unter seinen Schülern waren besonders zwei, an denen er mit besonderer Zuneigung hing; es war ihm, als blühe seine eigene Jugend in den Anlagen und Eigenschaften dieser Knaben wieder auf. In Andreas, eines jungen Deutschen, blauem, offnen Auge sprach ihn die eigene frische Lebenslust und Weltfreudigkeit an, indeß das nachdenkliche, ernste, fast mädchenhaft sinnige Wesen Giulios, eines Italieners, ihn an die frühe Reife seines eigenen Herzens und Geistes wohlthuend mahnte. Ein Ereigniß, welches den raschen Andreas sogleich zur That reizte, brachte in Giulios Innerem erst jenes heilsame Nachdenken hervor,

welches die Trägerin der Weisheit wird. Beide Jünglinge liebten sich, und beide zusammen gaben gleichsam ein vollständiges Charakterbild. Noch hatte Horace über die tiefer eingreifenden Grundsätze des Ordens nicht mit ihnen gesprochen, ihre jugendlichen Seelen waren nicht reif dazu. Das heitere Reich des Wissens machte er ihnen zugänglich, die Bedeutsamkeit der alten klassischen Schätze deckte er ihren Blicken auf; doch zitterte er vor dem Momente, wo er ihrem Auge nicht allein den Kelch der schönen Blume, sondern auch die im Finstern sich verbergende, an die niedere Scholle sich klammernde Wurzel zeigen sollte; die eigene Thräne, die er damals vergossen, als ein schöner Schleier nach dem andern vor ihm zerriß, brannte wieder auf seiner Wange, doch war er fest entschlossen, ihnen nichts weichlich zu verbergen, was sie als kräftige, zum Kampf gerüstete Männer wissen mußten.

Dieser gefürchtete Augenblick nahte heran. Andreas und Giulio sollten an Einem Tage ihr Gelübde ablegen. In der Stille seiner Zelle mit ihnen eingeschlossen, bestand Horace darauf, daß sein Blick frei in ihre Seele dringe, und auch hier zeigte sich ihr verschiedener Charakter. „Mein Vater!“ rief Andreas lebhaft, indem eine Thräne über seine Wange lief und sein Auge blizte, „Du hast mir gesagt, daß unser Orden da ist, um

Gutes zu wirken, das Glück der Menschen zu befördern und unsere heilige Religion zu schützen und zu befestigen. Wohlan, was brauche ich mehr zu hören, um mich auf ewig einer so segensreichen Gesellschaft zuzueignen? Kann eine Vereinigung edler Menschen, aus der Könige und Fürsten ihre Rathgeber und Freunde wählen, die das Licht der Wissenschaft und Kunst freundlich anstecken, in der Priester dienen, welchen der heilige Loyola selbst den Hirtenstab in die Hand gegeben, und endlich, zu der Du Dich zählst, mein Vater, kann eine solche Vereinigung wohl jemals ehrwürdiger, trefflicher gedacht werden! Laß mich auch in diese fromme Schaar eintreten." Während Andreas Rede hatte Giulio mit leuchtendem Auge ihn angeschaut; jezt, da jener schwieg, senkte er es zu Boden und vermochte nicht, Horacens Blick zu ertragen, der prüfend auf ihm ruhte „Nun!" rief dieser, „geliebter Sohn, Du zögerst, Du findest Bedenklichkeiten?" — „Ich finde keine!" rief der Jüngling, „ich will in den Orden treten, weil Du Dich in demselben befindest." — „Dies ist kein Grund," bemerkte der Greis mit bewegter Stimme; „kannst Du wissen, welche Umstände mich hieher geführt? Rede frei, meinst Du, es sey Deine Bestimmung, einer der Unsern werden?" Der Jüngling brach auf's Neue in Thränen aus. „Laß mich bei

Dir bleiben!“ rief er, „ich grüble nicht, ich will nicht deuten und fragen; Du bist im Orden, so nimm auch mich auf!“ Horacens Herz bestand einen schweren Kampf, er glaubte zögern zu müssen, und verschob darum den festlichen Tag; doch als auch diese Frist vergangen und beide Jünglinge fest bei ihrem Willen blieben, vollzog er selbst die heilige Handlung der Weihe und nahm die Gelübde der jungen Herzen im Namen der Kirche an. Als er die welke Hand auf ihre blühenden Lockenhäupter legte, als Giulios Antlitz, von Thränen befeuchtet, zu ihm aufblickte, da glaubte er Constanzens Züge zu sehen, und der Engel einer schönen, sonnenhellen Zeit flog mit rauschendem Flügelschlag an ihm vorüber.

In der Nacht nach jenem Tage senkte sich ein bedeutungsvolles Traumbild auf ihn nieder; sein Blick war in eine ferne Zukunft gerichtet, ein fürchterliches Bild stand vor seinen Augen. In den Gemächern des Vatikans lag ein Pabst sterbend auf seinem Lager: die goldene Krone war von seinem Haupte gefallen, Wahnsinn starrte in seinen Blicken, Todesschweiß perlte an seiner Stirne und scheußliche Pestwunden klafften auf dem im Todeskrampfe sich windenden Körper. Eine laute Stimme rief durch die Stille des Gemachs nach dem Mörder, und siehe, auf den Ruf trat eine Gestalt herein, deren Gewand Horace mit

Grausen für die Kleidung seines Ordens erkannte. „Unter allen, die da gesündigt, wer hat ein grössseres Verbrechen begangen?“ rief die Stimme; „das Oberhaupt der Kirche, der Stellvertreter des Apostels, das Herz der Christenheit, gemordet durch einen seiner Söhne! Oeffnet euch, ihr Thore! gebt sie heraus die Zahl der Sünder! wer wird Gnade finden, wessen Gewand wird bleichen vor dem Blicke dieses Sterbenden?“ Die Gestalt des Jesuiten erbebte, in dem Moment traten die Mauern des Sterbegemachs auseinander, und herein drang eine ungezählte Schaar, die Schüler Loyolas, von seinem nächsten Nachfolger bis auf die spätesten Zeiten herab. Horacens Auge konnte sie nicht überschauen, die schwarzen Gewänder verfinsterten den Himmel, da erhob sich der sterbende Blick des Pabstes; von einem zum andern schweifend, überzählte er Alle, doch so finster ihre Hüllen waren, sie wurden noch finsterer, als der brechende Todesblick auf ihnen weilte. „Es ist Keiner unter ihnen,“ rief die Stimme drohend, „Keiner, der gerecht befunden wird!“ Horace erbebte, jezt traf auch ihn der Blick und, o Himmel! die finstern Schatten seines Gewandes wichen; ein freudiges Entzücken übermannte ihn, mit einem Dankgebet erwachte er. Sein ahnender Geist sagte ihm, daß dieses die Vorbedeutung seines nahen Todes sey. Doch ehe er sein

Ziel erreichte, waren ihm noch bittere Erfahrungen aufgespart; die herbste mußte er an seinem Zögling Giulio machen.

Des Jünglings Trübsinn wuchs von Tag zu Tage, sein Ernst verwandelte sich in tiefes, finsteres Schweigen, er mied den Blick seines väterlichen Freundes; diesen bekümmerte es tief. Einst sagte er zu ihm: „Mein Sohn, lastet Dein Gelübde so schwer auf dir?“ — „Ja, mein Vater, ich bin nahe daran, zu bereuen, es geleistet zu haben.“ — „Dann wehe Dir!“ — „Die Heiligen mögen mich schützen!“ — „Sie schützen den nicht, Sohn, der sich selber aufgibt.“ — „So schütze, rette Du mich!“ Horace schloß ihn in seine Arme, er suchte seine Thränen zu trocknen, doch seiner Mühe spottend, flossen sie nur um so zahlreicher. „Vertraue mir gänzlich!“ rief der sanfte Greis, „nur dann kann es mir gelingen, Dir helfend beizustehen.“ Diese Worte lösten jedes Siegel von des Jünglings Lippen. „Erinnere Dich, mein Vater,“ hob er stotternd an, „wie Du mit uns vor drei Jahren an den Kaiserhof nach Deutschland reistest; es erfreute Dich mein Entzücken, mit dem ich alles Neue und Schöne erfaßte, der rege Sinn, mit dem ich die Fremde in mir aufnahm; und in der That, deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst, die Heiterkeit und Freiheit, die dort glückliche Menschen athmen, sie

blieben nicht ohne tiefen Eindruck auf mein Herz. Ach, diese Reise ist ein Born meines Unglücks geworden, dahin, in die lichten deutschen Auen zieht mich die Sehnsucht; Regensburg, Augsburg in seiner Herrlichkeit, Goslar, der alte Kaisersitz, und endlich Nürnberg, wo kostbare Kunstschätze versammelt liegen, alle diese Orte schweben mir deutlich vor, mit ihnen verbindet sich der glühende Wunsch, mich dem offenen, biedern, deutschen Sinn zu verbrüdern. Was ich mir nur denken mag von Menschenglück und Frieden, auf dem Antlitz deutscher Männer scheint es zu wohnen, in den blauen Augen deutscher Frauen zu lächeln! Wahrlich, nur mit getheiltem Herzen kann ich hier einer düstern Pflicht dienen, die die schönsten Blüthen aus unserem Daseyn grausam hinwegstiehlt. O, mein Vater, rette, rette mich!" Die Stirn des Greises furchte sich: „Du hast es ja gewollt!" rief er ernst; „Dein Wunsch kommt jetzt zu spät; hättest Du damals diese Worte gesprochen!" Die tiefe Bewegung erlaubte dem Jüngling nicht, zu sprechen. „Mein Sohn," fuhr Hocace fort, „Du entdeckst mir nicht Alles; die Sehnsucht nach dem fernen deutschen Leben ist's nicht allein, die Dich zieht; laß mich nicht fürchten, daß eine unglückliche Neigung —"

— „Du siehst in mein Herz," unterbrach ihn Giulio händeringend. „In Regensburg war es,

wo wir im Hause eines vornehmen adligen Herrn, eines Verwandten von unserem Andreas, gastfrei aufgenommen, länger als zwei Monate blieben. Du erkranktest, mein Vater, die Besorgniß für Dich theilte ich mit der ganzen ehrwürdigen Familie, an Deinem Lager zeigte sich öfters eine Erscheinung des Himmels, Cäcilie; sie war es, die mit weiblich-zarter Sorgfalt die Pflege mir abnahm, wenn ich ermüdete; Du genasest — ich aber erkrankte unheilbar. Jezt weißt Du, mein Vater, die Quelle meines Elends — nimmer, nimmer kann ich Cäcilien vergessen.“ — „Unglücklicher!“ rief Horace, „und warum erst jezt dies Geständniß, jezt, da Dein ausgesprochenes Gelübde mir Deine Rettung unmöglich macht?“ Giulio senkte seinen Blick zu Boden: „Ich hoffte mich selbst zu bekämpfen, aber ich fühle, der Stachel unbefriedigter Sehnsucht wird und muß mein ganzes Daseyn vergiften.“

Diese Worte trafen Horacens Herz; sein früheres Leben ging an ihm vorüber, und er konnte kein hartes Wort gegen den Armen über seine Lippen bringen. Als er allein war, flossen seine Thränen; er machte sich bittere Vorwürfe, jene Reise unternommen zu haben; doch wie er auch seinen Scharfsinn anstrengte, er konnte kein Mittel entdecken, seinen Schüler zu retten. Indessen hatte das Schicksal ihn auserlesen, Sebastian noch

den lezten Freundesdienst zu leisten. Hugo war nach Rom gekommen; sein tückischer, ehrgeiziger Charakter, mehr aber noch einige hitzige Zwiste mit Sebastian, in Folge deren dieser ihn hart bestrafen mußte, trieben seine finstere Seele an, auf Rache zu sinnen; mit ihm verband sich George Boniface, der sich vom Ordensgeneral übergangen glaubte; Beide sannen den Plan einer Vergiftung aus. Das entsetzliche Verbrechen war eben seiner Ausführung nahe, als Horace, dessen Verdacht rege geworden, durch die Treue seiner Späher davon Kunde erhielt und mit eigener Hand Sebastian den vergifteten Trank bei der Tafel vom Munde riß. Der Gerettete blickte schaudernd in den dicht vor ihm geöffneten Abgrund; doch so innig er seinem edelmüthigen Retter dankte, so konnte er doch nicht umhin, diesen zu tadeln, daß er so öffentlich gehandelt. „Du hast meine Feinde zu den Deinigen gemacht," rief er, von den finstersten Ahnungen ergriffen; „jezt sieh Dich vor!" — Horace verachtete die Warnung. „Wer wird die Silberlocke auf einem Scheitel, so nahe dem Grabe, noch berühren?" Doch seine edle Zuversicht betrog ihn; Hugo und Boniface wurden zwar in strengen Gewahrsam gebracht, doch einer ihrer Verbündeten fand Mittel und Wege, dem unglücklichen Greis den Todestrank in die Hand zu spielen. So war die lezte That seines Lebens

ein Opfer für den Freund, der ihn so oft verrathen.

Als Andreas und Giulio den unabwendbaren Verlust, der ihnen bevorstand, erfuhren, stürzten sie, die Hände des Greises fassend, Beide vor seinem Lager nieder; der Arzt suchte sie zu entfernen, weil er für den Kranken fürchtete. „Laßt ihn," rief Horace, Giulio's Rechte in die seinige fassend, „es ist mein Sohn!" — „Das ist er," flüsterte ihm eine Stimme, nur ihm hörbar, in's Ohr, und Horace erkannte den treuen Zirja, „laßt mich einen Augenblick mit Euch allein," rief dieser, ich will Euch eine freudige Botschaft bringen." Der Sterbende richtete sich auf. Als Andreas und der Arzt das Gemach verlassen, führte Zirja eine von der treuen Clara geleitete Dame in Pilgertracht herein; es war Constanze. Sie beugte sich ohne Worte über Horacens Antlitz, ihre Thränen befeuchteten seine Wange, Giulio kniete am Lager. „Meine Constanze!" stammelte der freudig Erstaunte, „mein Sohn! Ach! was kann ich ihm geben!" — „Die Freiheit!" rief Giulio und lehnte die heiße Wange an die kalte Hand. „Löse seine Ketten!" bat Constanze, „denke an die schweren Bande, unter denen unsere Herzen bluteten!"

Ein Diener meldete, daß der Ordensgeneral Einlaß begehre. „Wohlan!" rief der Sterbende, „die

Augenblicke sind kostbar, der Himmel öffne mir jezt das Herz, das so oft für mich verschlossen war.“ Der Eintretende erblickte mit Befremden die Gruppe am Sterbelager, fragend richtete er den Blick auf die knienden Gestalten und ein dunkles, ungewisses Erinnern stieg in ihm auf. „Sebastian!“ rief Horace, „hier kniet Constanze della Gloria, einst Deine Liebe, wie es die meinige war. Dieser Jüngling ist mein Sohn! Die trostlose Mutter kam zu spät, ihn zu retten, er hat sein Gelübde schon abgelegt, auf ewig ist er unglücklich, denn auch ihn fesselt eine geheime Neigung. Nur Du kannst ihn retten! — Sebastian, wenn ich Dir jemals Freund war, so vergiß, was Dir die Mutter einst gewesen — rette, rette den Sohn!“

Sebastian schwieg eine kurze Pause, dann stürzten die Thränen aus seinen Augen; er reichte dem Sterbenden die Hand. „Du stirbst für mich!“ rief er, „der Augenblick der Vergeltung naht mir! kann ich wohl für so viele Opfer, die Deine treue Seele mir brachte, weniger thun? Dein Sohn ist frei! und sollte ich selbst auf meinen Knien die Dispensation vom heiligen Vater erbetteln.“ — „Frei!“ rief Giulio, und sank in die Arme seiner Mutter. Ein dankender Blick nach oben verklärte die lezten Momente des Sterbenden.

Druck der Officin J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ungern-Sternberg, Alexander von

Novellen

Bd.: 4,1

Stuttgart [u.a.] 1834

P.o.germ. 1420 e-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120760-1